

Der Postfachkonto lautet: Berlin 63 326. „Licht im Osten“, Missionsbund für Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens G. B., Wernigerode.

Dein Reich komme!

Monatshefte, herausgegeben von „Licht im Osten“, Missionsbund zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens

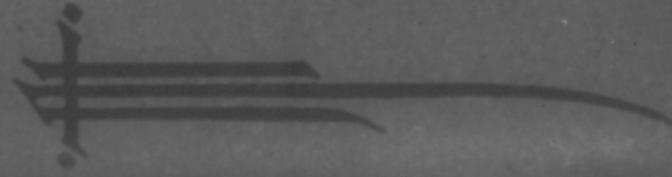
Schriftleitung: J. Kroeter

Preis: Für das Jahr 2,40 RM jährlich (einzelheft 20 Pf.); für das Ausland den entsprechenden Betrag in der jeweiligen Währung.

Nr. 7 · 1934

Juli

15. Jahrgang



Inhalt:

Glaubensabnahme	Seite 177
Ein wunderbarer Gott, der Gebete erhört	178
Mit dem Evangelium in der weiten Welt	182
Grund und Ziel der Mission	191
„Du bereite dich vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde!“ 193	196
Russisches Flüchtlingselend in Persien	197
Heimkehr aus der Verbannung	198
Vom Dienst der Liebe	199
Was den Geschäftsführer bewegt	200
Kellerbericht	203
Aus dem Reich der roten Räte	204
Die elnende Kraft der Mission	204
Die Bibel in der Großstadt	204

Copyright by Missionsbund „Licht im Osten“, Wernigerode a. Harz.
Alle Rechte vorbehalten.

Missionsbund „Licht im Osten“ (Missionsion)
Wernigerode a. Harz

Programm

für die 12. Glaubens- und Missionskonferenz
des Missionsbundes „Licht im Osten“ in Wernigerode a. H.
27. Juni bis 1. Juli 1934 (Konferenzlokal Nöschendorfer Schützenhaus).

Generalthema: „Der neue Mensch in Christo.“
(nach Röm. 6-8)

Mittwoch, 27. Juni, 20 Uhr: Begrüßung.

Redner: Vertreter der Kirche
Miss.-Insp. Pastor W. L. J a d, Wernigerode
Miss.-Dir. J. K r o e k e r, Wernigerode.

Donnerstag, 28. Juni, Tagesthema: Seine Glaubenshingabe an Gott.

9 Uhr: Gebetsstunde.

10 Uhr: Erster Vortrag „Auf Grund der Glaubens-
bejahung des Todes Christi“ (Röm. 6, 1-7)
Redner: Propst M u m f e n, Hamburg.

11 Uhr: Zweiter Vortrag „Auf Grund der Auferste-
hungsgemeinschaft mit Christo“ (Röm. 6, 8-14)
Redner: Pastor W. L. J a d, Wernigerode.

20 Uhr: Dritter Vortrag „Auf Grund des Glaubens-
gehorsams als Knechte Christi“ (Röm. 6, 15-23)
Redner: Prof. Th. S c h l a r b, Stiehn
Superintendent H. H a h n, Dresden.

Freitag, 29. Juni, Tagesthema: Seine Glaubensstellung zum Gesetz.

9 Uhr: Gebetsstunde.

10 Uhr: Erster Vortrag „Die Stellung unter der Vor-
mundschaft des Gesetzes“ (Röm. 7, 1-6). Red-
ner: Miss.-Dir. J. K r o e k e r, Wernigerode.

11 Uhr: Zweiter Vortrag „Die um der Sünde willen
bleibende Herrschaft des Gesetzes“ (Röm. 7, 7-23)
Pastor Lic. B r a n d t, Dortmund.

15.30 Uhr: Schwesternzusammenkunft (Diakonissen und
freie Schwestern).

20 Uhr: Dritter Vortrag „Die Freiheit im Besitz des
neuen Lebens“ (Röm. 7, 24-8, 8)

Redner: Volksmissionar F. M ü n s t e r, Ber-
lin-Lichtenrade; Pfarrer R. B ä u m l i n, Er-
lenbach, Schweiz.

Fortsetzung S. Umschl.-seite

Glaubensahnung.

Es geht ein leises Ahnen,
Wie frisches Morgenwehn
Durch jene Priesterseelen,
Die harrend vor Gott stehn.
Ein neues Auferstehen
Auf dürrem Totenfeld
Ist's was sie längst ersehnen
Für die verlor'ne Welt.

Es geht ein leises Ahnen
Durch die zerstreuten Reih'n.
Daß doch bald eine Herde
Und nur ein Hirt wird sein!
Noch steht zwar tief zerrissen
Das große Volk des Herrn.
Man kann einander missen.
Man bleibt einander fern.

Doch Liebe läßt uns ahnen
Die neue Geisteskraft,
Die sich ein Volk von Brüdern
Auf Kreuzesboden schafft.
Ein Volk, durch Blut gereinigt,
Für immer Gott erkauf't.
Das da steht neu geeinigt,
Mit Seinem Geist getauft.

J. Kroeter.

Ein wunderbarer Gott, der Gebete erhört.

Predigt des Prinzen O. Bernadotte über Apg. 12; 1—12¹⁾.

Wir sind hier versammelt, um das Jahresfest unserer Russischen Mission zu feiern. Die Gesellschaft arbeitet in einem Land und unter einem Volk, das mehr denn irgendein anderes in der Neuzeit hat kennenlernen müssen, was Religionsverfolgung bedeutet. Verheerend geht der Feind in diesem Lande vor, und die bange Frage mag berechtigt sein: Ist denn Gottes Reich in Rußland zum Untergang bestimmt? —

Röge unser Text uns Antwort geben. Er berichtet von einer Verfolgung, die wider die Gemeinde in Jerusalem ausbrach. Der König Herodes hatte mehrere Glieder der Versammlung greifen und mißhandeln lassen. Jakobus aber, der Bruder des Johannes, war sogar mit dem Schwert hingerichtet worden.

Diese Verfolgung war eine Auswirkung des Gegensatzes zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gottesreich und Weltstaat. Wir, die wir unsere Bibel und die Kirchengeschichte kennen, wissen, daß dieser Gegensatz überall und zu allen Zeiten bestanden hat und besteht. Folglich muß er sich klar und bestimmt auch in unserm Lande und zu unserer Zeit finden. Der Gegensatz ist so groß, wie zwischen Feuer und Wasser. Diese beiden lassen sich auch nicht vereinigen. Entweder hat das Feuer die Oberhand oder es herrscht das Wasser.

Wir in unserm Lande merken nicht soviel von diesem Kampf, und ich will den Ursachen jetzt nicht weiter nachgehen. Aber es kann daran liegen, daß das Licht bei uns nicht so klar scheint, wie es sollte, und wir, die wir Jesu nachfolgen, nicht mit der Freimütigkeit auf Seine Seite getreten sind, wie es sich gehörte. Darum haben wir allen Anlaß, uns prüfend vor diese Tatsache zu stellen und uns zu fragen, wie es mit uns in dieser Frage steht.

Letzten Endes ist dieser Kampf ein Streit zwischen Gott und Satan. So war es damals, so ist es heute. Und wenn wir nun an Hand der Schilderung, die unser Text uns gibt, die einzelnen Momente in diesem Kampf betrachten, so wollen wir unsere Gedanken um drei Fragen sammeln:

1. Was tat die Welt? —
2. Was tat die Gemeinde? —
3. Was tat Gott? —

¹⁾ Prinz Bernadotte, der weit über die Grenzen seines Landes bekannt und geachtet ist als Prediger des Evangeliums und Förderer der Mission, hielt diese Predigt am 30. Jahresfest der uns befreundeten Schwedischen Missionsgesellschaft „Sällskapet för Evangelii utbredande i Ryssland“, zu Stockholm am Sonntag, dem 22. April 1834. — Im Anschluß an ihn hatte ich den Hauptvortrag: „Volk ohne Gott — Volk ohne Brot.“ W. L. Jod.

Ich hoffe, dies wird uns eine Glaubensstärkung sein, und auch vielleicht in manchem Herzen die Sehnsucht wecken, den Gott näher kennen zu lernen, von dem unser Text hier redet.

1. Was tat die Welt? —

Das haben wir bereits berührt, als wir in Vers 1 und 2 vernahmen, wie Herodes einige von denen, die zur Gemeinde gehörten, mißhandeln und den Jakobus töten ließ. Sodann heißt es im Texte „Er fuhr fort und ließ auch Petrus festnehmen“. Warum tat er das? — Er sah, daß es den Juden gefiel, wenn er an Jesu Jünger Hand anlegte. Also, die Menschen liebten das — da lag der Grund. Ich weiß nicht, ob Ihr schon darauf geachtet habt, daß Menschen oft sagen: „Man liebt das, und das gefällt einem.“ Der Menschen Urteil, der Menschen Gedanken, der Menschen Gefallen sind gewaltige Machtfaktoren. „Man“ regiert in vielen Fällen die Meinung. Wenn Menschen nicht in Gott gegründet sind, in Ihm ihren Halt haben, so ist das ganz natürlich. Aber niemals sollte dies so bei Gottes Volk sein, bei denen, die in Seinen Wegen wandeln.

Wie gesagt, Herodes warf den Petrus ins Gefängnis und beauftragte „vier Abteilungen Kriegsknechte, je fünf Mann stark“, ihn zu bewachen. In der letzten Nacht ergriff er noch ganz besondere Sicherheitsmaßregeln: Er ließ den Apostel mit zwei Ketten binden und befehl, er solle zwischen zwei Kriegsknechten schlafen, damit ja nicht etwas geschähe. Er hatte seine Pläne und Gedanken, wie er alles auf die sicherste Art ordnen könne.

Herodes wußte wohl, was damals geschehen war, als Jesus ins Grab gelegt war. Das war ja stadtbekannt geworden, waren doch erst elf Jahre seitdem verfloßen. Auch war es noch gar nicht so lange her, daß Petrus im Gefängnis gefessen hatte, und als er danach vor Gericht geführt werden sollte, war das Gefängnis leer. Aus all diesen Erwägungen heraus beschloß Herodes, diesmal derartige Maßnahmen zu treffen, daß irgendetwas Ähnliches nicht wieder passieren könnte.

So wäre es denn nicht verwunderlich gewesen, wenn Petrus unter diesen Umständen gedacht hätte: „Nun ist alle Hoffnung aus, es ist unmöglich, daß irgendeine Veränderung eintreten kann.“ Und ebensowenig wäre es verwunderlich gewesen, wenn die Gemeinde ungefähr dieselben Gedanken gehabt hätte: „Diesmal sieht die Lage zu dunkel aus, nun ist es mit Petrus zu Ende.“

Ja, das sieht manchmal dunkel aus für Gottes Reich, nicht nur in der Arbeit auf dem Missionsfeld, auch hier in unserm eigenen Lande. Und das ist auch in der Tat so, wenn wir nicht mit Gott rechnen. Ich denke, viele unserer Glaubensbrüder drüben in Rußland, die da an die Küste des Eismeeres verschickt werden oder in Gefängniszellen schmachten oder durch andere schwere Leiden gehen, müssen mehr als einmal mit der Versuchung kämpfen: „Alles ist jetzt verloren, nun gibt es keine Rettung mehr aus der Not.“ Und doch gibt es viele dieser teuren gläubigen Männer und Frauen in Rußland,

die mit Gott rechnen und geduldig leiden um Seines Namens willen.

Herodes rechnete nicht mit Gott. Er rechnete mit seiner eigenen Macht, mit seinen Kriegsknechten und all den Sicherheitsanordnungen, die er getroffen hatte. Da Jesus im Grabe lag, sah es ja auch so aus, als ob es mit Gottes Reich und all dem, was Jesus getan, zu Ende sei. Aber wir wissen, daß da, gerade da, der Sieg nahe war. Damals sollte es nur einige Stunden noch dauern, bis das Grab leer und Jesus als der siegreiche Überwinder von den Toten auferstanden war. So ist das alle Zeit in der Geschichte des Reiches Gottes gewesen, so ist es auch heutzutage: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Je dichter die Finsternis, desto näher ist Hilfe und Sieg.

2. Was tat die Gemeinde? —

Ja, was taten damals eigentlich die Gläubigen gegenüber der Lage, von der unser Text redet? — Sie „beteten“. Das ist ein kleines Wort, besteht nur aus drei kurzen Silben. Aber welche wunderbare Kraft hat nicht der lebendige Gott in die Hand der Seinen gelegt, da Er ihnen das Vorrecht gab, durch Gebet mit Ihm in Verbindung zu treten. Unser Gebet, wenn es ein richtiges Gebet ist, steigt auf zum Himmel und kommt zu Dem, dem da „gegeben ist alle Gewalt, nicht nur dort oben, sondern auch hier unten auf Erden“.

Wir lesen, die Gemeinde betete ohne Aufhören zu Gott für Petrus. Um was betete sie wohl? — Ja, das steht hier nicht ausdrücklich in unserm Text. Aber wenn man daraus schließen darf, was wir unter solchen Umständen beten würden, und um was andere bitten würden, so verstehen wir es. Sie werden dafür eingetreten sein, daß Petrus in Freimütigkeit seinen Herrn bekennen und nicht weichen möchte gegenüber dem Haß der Feinde. Vielleicht baten sie auch, Herodes möchte bewegt werden, ihn aus dem Gefängnis freizulassen. Aber schwerlich haben sie in der Gemeinde darum gebetet, daß Gott so möchte eingreifen, wie Er es wirklich getan hat.

Also, rechnete die in Marias Haus versammelte Gemeinde mit Gott? — Ja, in gewisser Weise tat sie es. Aber wenn wir lesen, wie Petrus von der Gemeinde aufgenommen wurde, als er nach seiner Befreiung zu Maria kam und an die Tür klopfte, wenn wir weiter sehen, wie die Botschaft der Magd Rhode: „Petrus steht vor der Tür“, ein solches Entsetzen unter allen hervorrief, daß sie sagten: „Du bist ja von Sinnen!“ — so beweist das alles, daß die Gemeinde nicht so mit Gott rechnete, wie Er wirklich ist.

Ist das nicht auch gerade die Stellung, die wir oft einnehmen? Wir glauben wohl, Gott kann helfen. Wir sind überzeugt, es lohnt der Mühe, sich im Gebet an den Thron der Gnade zu wenden. Aber die Glaubensgewißheit, in der wir eigentlich mit Gott rechnen sollten, ist doch selten. Darin liegt bei uns ein großer Mangel.

Als Petrus befreit war, haben die, welche in Marias Haus versammelt waren, wohl später viel geredet von der wunderbaren

Gebetserhörung, die sie erlebt hatten. Als ich diesen Text las, dachte ich, gibt es eigentlich wunderbare Gebetserhörungen? — Wir haben einen wunderbaren Gott, der da versprochen hat, uns zu hören. Und darum braucht es uns gar nicht zu wundern, wenn dieser wunderbare Gott eingreift und etwas Wunderbares geschehen läßt. Ja, wir haben einen wunderbaren Gott im Himmel, der da steht zu Seinen Verheißungen und Seinem Volk sowohl helfen will, als auch kann.

Als Sundar Singh in Stockholm bei mir wohnte, berichtete er mancherlei von seinen Erlebnissen als Christ. Einstmals war er auf einer Missionsfahrt durch Tibet, wo er auf große Feindschaft seitens des Volkes und der Behörden stieß. Man warf ihn ins Gefängnis, und es wurde beschlossen, ihn zu steinigen. Da bat Sundar Singh, man möchte ihm, ehe er zum Tode gehe, fünf Minuten zum Gebet geben. Und er bekam sie. Da beugte er seine Knie, und die Schar, die ihn steinigen wollte, stand um ihn herum. Als er vom Gebet aufstand, hatte das Volk die Steine fortgeworfen und fragte: „Was waren das für Wesen, die um dich herumstanden?“ — Gott hatte seine Engel um ihn gestellt und eine Mauer gebaut zwischen seinen Knecht und seine Feinde. Sundar Singh jedoch sah die Sache als etwas ganz Natürliches an. Das mußte ja so sein, denn es entsprach der Art unseres Vaters im Himmel.

Die Gemeinde betete zu Gott für Petrus — und

3. Was tat Gott? —

Gott hörte im Himmel auf der Seinen Ruf. Er sah, wie sein Knecht im Gefängnis litt, wie der in Gefahr stand, von dem Jesus das große Wort gesprochen: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde.“ Und so sandte Gott einen seiner Boten, einen aus der Schar derer, von denen Jesus einmal zu Petrus gesagt hatte: „Weinst du, ich könnte meinen Vater nicht bitten, und Er würde mir mehr denn zwölf Legionen Engel schicken?“ —

Der Engel weckte Petrus — die Ketten fielen von seinen Händen — die Wachtmannschaft blieb still liegen — die ehernen Tore öffneten sich und — Petrus war frei! — Ja, die Gemeinde, die in Marias Haus versammelt war, hatte einen wunderbaren Gott, denselben Gott, der in alten Zeiten Daniels Gott war. Und Daniels Gott war Petrus' Gott, und Petrus' Gott ist unser Gott. Er ist auch aller derer Gott, die da drüben in Rußland leiden müssen um ihres Glaubens willen. Was der Herr früher tat, das tut Er auch noch heute, denn Er ist immer derselbe, in alten wie in neuen Zeiten.

Der Apostel Paulus bezeugt 2. Kor. 1, 10, was er selbst in dieser Beziehung erfahren hat: „Der Herr hat mich errettet.“ Und dann fährt er fort: „Der Herr rettet mich täglich und der Herr wird mich auch in Zukunft retten!“ —

Gepriesen sei unser wunderbarer Gott im Himmel! — Amen. —

Mit dem Evangelium in der weiten Welt.

Reise- und Dienstberichte von W. Ph. Marzinkowski.
Aus dem Russischen übersetzt von W. L. Jand.

I. „Anfangend zu Jerusalem“

Im Sommer 1932 erkrankte ich in Haifa an einer schweren Ohrenentzündung. Derartige Anfälle waren in dieser Stadt ziemlich verbreitet und dem Baden im Meer zuzuschreiben. Heftige Ohrenschmerzen waren mit ihr verbunden und große Schwäche im ganzen Körper. Ich mußte viel im Bett liegen. Und das gerade im Sommer, wo ich die jüdischen Kolonien in Galiläa besuchen wollte.

Zu meinem großen Schreck wurde mein Gehör immer schlechter. Ein bekannter englischer Arzt, gläubiger Christ, behandelte mich, und ich tat alles pünktlich, was er mir vorschrieb. Außerdem beteten wir viel. Aber mein Zustand wurde von Monat zu Monat schlechter. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht und, weil er in dieser Frage nicht Sachmann war, riet er mir, mich an eine bekannte medizinische Leuchte zu wenden. Ein langes Heilverfahren, womöglich Ohrenoperation, stand mir bevor. Eine Dame in Haifa hatte bereits aus diesem Grunde ihr Gehör verloren.

All dieses drückte mich tief nieder. Schließlich beschlossen meine Frau und ich, Gott die ganze Sache anzuvertrauen und uns an keine menschliche Hilfe mehr zu wenden. Das Geld, das für die Kur in Betracht gekommen wäre, beschloßen wir, einem notleidenden russischen Emigranten zu übersenden.

Gott hat uns nicht im Stich gelassen. Mit demselben Tage hörte der Eiterausfluß auf und das Gehör wurde bald wieder normal. Heute sind 1½ Jahre verflossen seit jener Zeit. Preis sei dem Allmächtigen! „Er verwundet und verbindet, seine Hand schlägt, aber sie heilt auch wieder“ (Hiob 5, 18). Durch diese Krankheit ist meine innere Erfahrung bereichert worden. Sie diente mir zur Demütigung und die Heilung vermehrte die Freude im Glauben.

So kam die Zeit für die Abreise nach Europa. Aus verschiedenen Ländern waren Einladungen gekommen. Aber erst einmal wollte ich antworten auf einen Ruf aus Jerusalem, wohin man mich eingeladen hatte, um vor Juden einige Vorträge über Christus zu halten. Ja, „zuerst zu den Juden“. So hatte der auferstandene Herr selbst, als er seine Jünger in die Welt sandte, es angeordnet: „... und predigen zu lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anzuhängen zu Jerusalem“ (Luk. 24, 47).

Am 25. Oktober fuhren wir im Autobus von Haifa nach Jerusalem. Der Weg ging durch das schöne Galiläa und Samaria mit seinen Olivenhainen an den Abhängen der Berge. In vier Stunden

erlebigen wir die ganze Entfernung von 175 Kilometer und nun „ziehen wir hinauf nach Jerusalem“, in die heilige Stadt.

In Jerusalem besuchte ich die Britische Bibelgesellschaft und fragte den Leiter des Bücherverkaufes: „Wie geht das Geschäft bei Ihnen? Kaufen die Juden auch gern die Bibel?“ — „Der Verkauf wächst“, antwortete er, „und ganz besonders kaufen die Juden das Neue Testament.“

Zu den Vorträgen in Jerusalem hatte mich ein bekannter christlicher Araber gerufen, der unter Juden arbeitet. Zu seiner Verfügung hat er ein Haus mit einem geräumigen Saale auf der Prophetenstraße, das ihm von Freunden Israels für diesen Zweck geschenkt ist. Über dem Hause steht die hebräische Inschrift: „Sucher der Wahrheit.“

Als Missionar hat er von manchen Juden viel Unannehmlichkeiten zu erleiden. Während seiner Predigt lärmen sie und hindern andere zu kommen. Eines Tages hatte man ihm auf der Inschrift das Wort „Wahrheit“ überklebt und „Lüge“ hingeschrieben — „Sucher der Lüge“. Er hat das überklebte ruhig stehenlassen und erlebte die Freude, daß an diesem Tage besonders viel Juden kamen. Und in der Tat, wenn man erfährt, wo die Lüge ist, dann erleichtert das ja das Finden der Wahrheit.

Ein andermal wurden die von ihm verteilten Johannisevangelien von verschiedenen Besuchern zerrissen und die Fetzen auf der Straße zerstreut. In derselben Nacht bekommt unser Missionar Besuch von einem Juden mit hochgeschlagenem Mantelkragen, — heimlich wie Nikodemus. Es war ein Rabbiner. Beim Gang durch die genannte Straße hatte er einen Fetzen des Evangeliums aufgehoben und war beim Lesen von der Erhabenheit der ihm bisher völlig unbekanntem Worte Christi getroffen. Nun kam er, um sich über ihn auszusprechen.

Ein mir bekannter junger Jude, der in Jerusalem geboren und gleichfalls Missionar ist, hielt es für nötig, mich zu warnen: „Sie wollen in diesem Saale reden? Ich habe dort auch schon gepredigt. . . Aber die Juden haben mich geschlagen und sogar auf den Fußboden geworfen.“ — „Vielleicht haben Sie ihnen nicht die Möglichkeit gegeben, Fragen an Sie zu richten?“ — „Doch, ich war auch damit einverstanden.“ — „Wann?“, fragte ich weiter. „Als sie mich schlugen.“ — „Ja, das war schon reichlich spät“, bemerkte ich.

Über meine Vorträge hatte ich in der von Juden herausgegebenen Zeitung „Palastine Bulletin“ Anzeigen drucken lassen. Der Redakteur kannte mich, er war in meinem Vortrag über Wladimir Ssolowjow gewesen, den ich 1930 vor Studenten der jüdischen Universität in Jerusalem gehalten hatte. Eigentlich kam ich mit meiner Anzeige zu spät, denn die Zeitung war schon gesetzt. Aber er ging selbst in die Druckerei und gab die entsprechende Anordnung, auch verbesserte er meinen Text.

Ferner besuchte ich den Redakteur der jüdischen Zeitung „Doar Chajjom“ zu demselben Zweck. Diesem war besonders interessant, daß ich hebräisch spreche. „Wo haben Sie unsere Sprache ge-

lernt?“ — „Im Moskauer Gefängnis“, erwiderte ich, „bei einem gefangenen Juden.“

„Was sagen Sie? Das ist ja unglaublich!“ erwiderte er. „Dann sollen Sie auch für die Bekanntmachungen kein Geld ausgeben. Ich selbst werde über Sie einen Artikel schreiben.“

Ich mußte ihm die notwendigen Mitteilungen über mein Leben machen — wer, woher usw. Und richtig, er brachte den Artikel, allerdings aus Platzmangel erst vor dem zweiten Vortrag. Unter anderem schrieb er: „Marzinkowskij reist von Land zu Land und hält Vorträge. Übrigens hat er auch vor den Studenten der Jerusalemer Universität über Wladimir Solowjow und die Gedanken der Propheten gesprochen. Als ein an Christus Gläubiger liebt er unser Volk und will ihm helfen, so wie er es versteht.“

Mündlich sagte er mir: „Die Missionare machen in ihrer Arbeit große Fehler. Sie verlangen sofort von den Juden, sie sollen ihre Religion lassen und zum Christentum übertreten. Dabei geben sie armen Juden Geld, das die natürlich nehmen und hernach über sie lachen.“ Beim Abschied schenkte ich ihm mein Buch „Gottesleben in Sion und Jerusalemland“. Er bat um die Erlaubnis, Verschiedenes daraus in seiner Zeitung abdrucken zu dürfen.

Abends, vor dem ersten Vortrag, ging ich mit meiner Frau durch die Straßen Jerusalems und verteilte selbst Einladungen. Die Mehrzahl nahm die Zettel gern, manche weigerten sich auch. So stehen z. B. auf der Prophetenstraße zwei junge Juden. Ich biete ihnen den Zettel an. Einer von ihnen antwortet spöttisch: „Wir glauben schon an unsern Gott nicht, nun sollen wir noch an Ihren glauben?“ — „Das ist eben das Übel“, erwiderte ich, „daß Sie an Ihren Gott nicht glauben.“

Und in der Tat, weil die Juden nicht an den Gott des Alten Bundes glauben, so glauben sie auch nicht an den des Neuen Bundes. Sie glauben nicht an Christus, weil sie nicht an Moses glauben, wie Er selbst gesagt hat.

So kommt der Abend. Der Sabbat geht zu Ende. Auf den Straßen Jerusalems drängt sich die spazierengehende Jugend. Über der Tür des Hauses „Sucher der Wahrheit“ leuchtet ein großes Plakat in jüdischer Sprache, die Einladung zu meinem Vortrag über das Thema „Christus und die Juden“. Ferner ist darauf angegeben, daß nach dem Vortrag Fragen gestellt werden können. Es kamen ungefähr 100 Menschen, hauptsächlich jüdische Jugend, Chaluzi. „Noch niemals waren soviel Menschen in diesem Saale“, sagte der Leiter der Versammlung. Wir wollen nicht vergessen, daß dieser Saal „Missionszwecken“ dient, also die Juden abstößt.

Während meiner Vorträge konnte man eines Tages an der Saaltür die mit Kreide geschriebene Aufschrift lesen: „Dies ist ein Missionsaal — der Zutritt ist verboten.“ Ein Bekannter sah, wie eine Gruppe von Juden beim Lesen dieser Aufschrift sich wieder entfernte.

Um mögliche Ausfälle von Seiten zuchtloser Elemente zu vermeiden, hatte man mir den Rat gegeben, unbedingt die Polizei zu

rufen. Ich weigerte mich und sagte daher vor Beginn meines ersten Vortrages: „Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in diesem Saale hat man mir geraten, mich an die Polizei zu wenden. Ich habe dies absichtlich nicht getan. Jeder meiner Zuhörer hat selbst seine Polizei in sich, — ich meine sein Gewissen und seine Ehre. Ihnen wollen wir im Saale die Ordnung anvertrauen.“ Ich hielt meine Vorträge russisch, und ein mir befreundeter Judenchrist Ostrówskij übersetzte meine Worte ins Hebräische. Während der Aussprache rechtfertigten die Zuhörer das ihnen geschenkte Vertrauen und hielten selbst auf Ordnung. Als einer der Anwesenden in seiner Entgegnung zu lang wurde, kürzte man ihn ab, indem man ihn am Rock zog.

Am zweiten Abend sprach ich über das Thema „Wissenschaft und Religion“. Die letzten drei Abende waren biblischen Gegenständen gewidmet, aus dem Alten und Neuen Testamente. Einmal sprach ich über das Thema „Geistliche Sehnsucht — wie kann sie befriedigt werden“. Meinen Worten legte ich Jesaja 55 zu Grunde. Ich fühlte eine besondere Inspiration. Unter meinen Zuhörern war ein bekannter jüdischer Beamter der Poststelle. Nach meinen Worten ging er auf mich zu und drückte seine persönliche Befriedigung aus über das, was er am Abend gehört hatte. Sodann kaufte er von meinen sämtlichen Büchern, die auf dem Tische lagen, ein Exemplar und lud uns beide zu sich ein.

Ich möchte bemerken, daß mit ein Zweck meiner Anwesenheit in Jerusalem die Erlangung des Rückreisevisums nach Palästina für die bevorstehende Fahrt nach Europa war. Allein von Seiten meines russischen Passes drohten hier Schwierigkeiten. Nun erleichterte jener Beamte durch eine persönliche Empfehlung die Sache so, daß ich in zwei Stunden mein Visum erhielt. Er hatte wohl durch den Besuch meines Vortrages sich persönlich davon überzeugt, daß meine Tätigkeit keine politische, sondern eine rein wissenschaftliche war.

Bei unserm Besuche zeigte er sich als ein tief religiöser, suchender Mann. Auf seinem Tische lag das Neue Testament. „Schade, daß Sie fortfahren“, sagte er. „Hier ist eine ganze Gruppe von suchender jüdischer Intelligenz. Wenn Sie wiederkommen, will ich Sie gern in diesen Kreis einführen.“ Er drückte seinen Schmerz darüber aus, daß es in Palästina so viele christliche Richtungen gäbe, die sich außerdem nicht einmal untereinander vertragen. Schließlich bat er mich, ihm zu erzählen, wie ich zu Christus gekommen sei, und hörte mit größter Aufmerksamkeit zu.

Da während der Vorträge nicht Zeit genug war für alle, die da Fragen stellen wollten, und während der biblischen Themen solche Debatten den Eindruck des Wortes Gottes schwächen konnten, so setzte ich einen besonderen „Frageabend“ an. In den Bekanntmachungen war angegeben: „Fragen und Antworten“. Eine besonders große Zahl von Hörern kam. Die Ordnung war musterhaft.

Meiner Meinung nach sollten Prediger des Evangeliums unter den Juden immer auch Abende veranstalten, wo die Anwesenden Fragen stellen können. Diese Möglichkeit ist einem Ventil zu vergleichen,

ohne das sich eine geistige Atmosphäre bildet, die zur Explosion führen kann.

Zu Beginn dieser Versammlung führte ich zur Beleuchtung der Ethik der Fragen das allgemein bekannte Wort an: „Ein Tor kann soviel Fragen stellen, daß hundert Weise sie nicht beantworten können.“ Ich erinnerte an das Neue Testament, wo Jesus auf unaufrichtige Fragen entweder gar keine Antwort gegeben oder eine solche, die die Falschheit enthüllt habe. Pilatus fragte ihn: „Was ist Wahrheit?“ und erhielt keine Antwort. Ihm war der Gegenstand auch wenig wichtig, so daß er in Wirklichkeit überhaupt keine Frage gestellt hat. Thomas fragte nach dem „Weg des Lebens“, und Christus antwortete ihm auf seine „gewissenhaften Zweifel“ sowohl über den Weg als über die Wahrheit: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Der Hohepriester fragte Christus: „Bist du Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ Mit diesem Worte hat er das Wesen der jüdischen Frage zum Ausdruck gebracht. Christus antwortete ihm: „Ja, ich bin es.“

Sodann wandte ich mich an meine jerusalemischen Juden und sagte: „Während der jetzt kommenden Aussprache hat sich jeder von Ihnen mit Hochachtung jeder Religion und Überzeugung gegenüber zu verhalten und keines Glauben zu kränken. Jeder darf nicht mehr als fünf Minuten auf einmal sprechen, damit auch andere Fragen stellen können. Nur wenn keiner weiter das Wort wünscht, kann man auch zum zweiten Male sich äußern. Wer es wünscht, kann seine Fragen schriftlich formulieren, aber er muß auch bereit sein, nötigenfalls mündlich dazu Stellung zu nehmen und sein Gesicht zu offenbaren.“ Letzteres sagte ich angesichts der Möglichkeit, die Freiheit des Wortes durch anonyme Zuschriften zu mißbrauchen.

„Gesprochen werden soll nur über Dinge, die in meinen Vorträgen berührt waren. Keinesfalls dürfen politische Fragen gestellt werden, denn derartiges vermeide ich in meinen Vorträgen grundsätzlich. So wollen wir denn die Aussprache eröffnen. Wer von Ihnen will als erster, als Pionier, als Chaluz dieses Abends vortreten?“

Um die Fragen im Rahmen der genannten Vorlesungen zu halten, wiederholte ich ihre Thesen:

1. Die Juden müssen an Jesus als ihren Messias glauben.
2. Die Bibel widerspricht nicht der Wissenschaft.
3. Den Durst der Seele im Menschen kann nur Gott stillen, zu Gott führt aber nur der Messias.

Nach einem gewissen Schweigen erhob sich ein Mann mit merkwürdigem Äußeren. Es war ein Zemenit, ein Jude aus Arabien, in ärmlicher Kleidung, mit stark vernarbtem blassen Gesicht und unheimlichem Blick in seinen glühenden Augen.

Indem er sich fast bis zum Kopfe meines Übersetzers vorbeugte, sagte er zu ihm auf hebräisch: „Wir sind nach Gottes Ebenbild geschaffen. Wo ist dieses göttliche Ebenbild jetzt in uns?“ — Auf den

Rippen dieses Mannes mit funkelndem Blick und wallendem Barte klang diese Frage geradezu erschütternd. Er erinnerte an Diogenes, der einstmals am hellen Tage mit der Laterne umherging und neugierig jedem, den er traf, ins Gesicht leuchtete. Als man ihn fragte: „Was suchst du denn, Diogenes?“ antwortete er: „Unter all den Leuten suche ich einen Menschen!“ — Mit einem Schlage lenkte mein eigenartiger Fragesteller die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf die wesentlichste Lebensfrage. Ich antwortete: „Es ist wahr, Gott hat den Menschen nach Seinem Bilde geschaffen, aber eine andere traurige Wahrheit ist die, daß der in Sünde gefallene Adam den Menschen nun nach seinem Bilde gezeugt hat, indem er ihm nach dem Gesetz der Erbsolge seine verdorbene sündige Natur übergab“ (Gen. 5, 3). Die dritte Wahrheit ist eine freudige: In der Person Christi ist auf Erden das Bild des vollkommenen Menschen wieder erschienen. Und die vierte Wahrheit ist die allerfreudigste: Jeder von uns kann durch Geistesgeburt in Christus das verlorene Ebenbild Gottes wiedergewinnen.“

„Die Bibel widerspricht der Wissenschaft“, sagte ein junger Jude. „In ihr sind viele Mythen und Legenden.“ „Verehrter Opponent!“ erwiderte ich, „die Bibel ist Gottes Wort. Mit Ihrer Behauptung, in diesem Buche seien Fabeln und Mythen, nehmen Sie eine große Verantwortung auf sich. Nennen Sie bitte wenigstens eine dieser Fabeln, und wir wollen sie sofort im Lichte des Verstandes und Gewissens, also im Lichte der Wissenschaft analysieren.“ Mein Opponent schwieg erst eine Weile, schließlich sagte er: „Nun, z. B. die Geschichte von der Erschaffung der Welt.“

„Was ist in ihr legendenhaft? Der biblische Bericht von der Erschaffung der Welt und des Menschen stimmt vollkommen überein mit den Tatsachen der exakten Forschung. Das haben schon längst bedeutende Leuchten der Naturwissenschaft, wie der Physiker Fechner, Cuvier, der Begründer der Palaeontologie, der wissenschaftlichen Erforschung der Ausgrabungen, die Astronomen Kepler und Herschel und andere nachgewiesen.“

„In diesem Falle ziehe ich meine Behauptung von dem Schöpfungsbericht zurück“, erklärte mein Opponent unter lebhaftem Lachen im Publikum.

„Schön“, erwiderte ich, „also die Erschaffung der Welt hätten wir gerechtfertigt, was haben Sie weiter an der Bibel auszufehen? — Nennen Sie bitte noch ein Beispiel. Sie können getrost die ganze Bibel vornehmen, denn ich behaupte, daß sie in ihrer Totalität Gottes Wort ist.“ Mein Opponent schwieg. Schließlich erklärt er ohne jeden Zusammenhang: „In der Bibel ist gesagt, Abraham hatte zwei Söhne, Isaak und Ismael. ... Isaak und Ismael ...“ — „Nun bitte, was wollen Sie damit sagen?“, fragte ich. Weiter aber kam er nicht in seiner Verwirrung, und unter herzlichem Lachen der Anwesenden setzte er sich auf seinen Platz.

Nach ihm trat ein anderer junger Mann auf: „In der Bibel ist gesagt, die Welt besteht 6000 Jahre, aber in der Wissenschaft ...“

„Hier haben Sie eine hebräische Bibel, die Heilige Schrift in Original“, erwiderte ich ihm. „Bitte zeigen Sie mir, wo das geschrieben steht. — Ich sehe, Sie sind dazu nicht imstande. Sehr verständlich, denn davon steht nichts in der Bibel. Dort ist nur die Rede von der Zahl der Jahre, die der Mensch existiert.“

Während solcher öffentlichen Aussprachen stellen die Juden häufig Fragen betreffend das Alte Testament und sein Verhältnis zum Evangelium. So wurde ich von einem Anwesenden gefragt: „Sie behaupten zu, daß unser Altes Testament Gottes Wort ist und die Wahrheit enthält. In diesem Falle müssen nicht wir zu Ihnen, sondern Sie zu uns kommen, um die Wahrheit zu hören.“ — „Sie haben recht“, sagte ich, „so ist es auch gewesen. Wir kamen zu Ihnen und fanden in Ihren Propheten Gottes Wahrheit und nahmen den Messias an, von dem Gesez und Propheten zeugen.“

Sonnabend, den 5. November, hielt ich meinen letzten Vortrag für Juden in Jerusalem in demselben Saale. Mein Thema war „Die Verwandlung des Willens“. Bereits eine halbe Stunde vor Beginn erschien ein Haufe von Juden. Mit Gewalt öffneten sie die Tür, zündeten das elektrische Licht an und besetzten die Plätze. Als ich den Saal betrat, begegnete mir eine ganz eigenartige, sogar feindliche Einstellung. Wie es sich herausstellte, war dies eine neue Gruppe jüdischer Jugend, unter der sogar Kinder sich befanden. Ihre Absicht war, Skandal zu machen, augenscheinlich unter dem Einfluß irgendeiner Hebe. Dauernd scharrten sie mit den Füßen, da und dort ertönten Pfiffe.

Ich erhob mich und sagte einige Worte über Versammlungsordnung: „Obwohl man mir den Rat gegeben hat, für diese Versammlungen die Polizei zu rufen, so hat doch auch ohne sie an allen Abenden musterhafte Ordnung geherrscht. So ziehe ich es auch heute vor, mich nicht an die öffentlichen Güter der Ordnung zu wenden, sondern schlage vor, die Versammlung mit Gebet zu eröffnen.“ Ich sprach das Herrengebet „Unser Vater“ in althebräischer Sprache. Dabei fühlte ich große Freude, mich an Gott um Hilfe zu wenden. Noch vor Betreten des Saales war es mir, als riete mir eine innere Stimme, auf hebräisch die Worte zu sagen: „Herr, segne Dein Volk Israel.“

Es herrschte tiefe Stille. Augenscheinlich waren die Anwesenden gepackt davon, daß ich, der bisher russisch gesprochen und einen Übersetzer gebraucht hatte, sie plötzlich in hebräischer Sprache anredete. So verstummte einstmals der lärmende Wöbel in Jerusalem, als der Apostel Paulus sie auf hebräisch anredete. Außerdem mußten ja die vor mir sitzenden Juden etwas spüren von dem Wirken der gewaltigen Worte des Friedens und der Wahrheit, die das Gebet Christi „Unser Vater“ atmet. Wie mußten die Worte von der Vergebung all die verwirren, die da in die Versammlung gekommen waren mit Steinen im Busen. Und nun endete ich mein Gebet noch mit der Segensbitte für das Volk Israel! — Ich weiß, daß alle Kraft be-

schlossen war in dem Namen Gottes, den ich anrief, Seiner allmächtigen Hand war laut und öffentlich diese Versammlung anbefohlen. „Dir, Herr, habe ich meine Sache anvertraut.“ — „Getreu ist Gott über alle, die Ihn anrufen.“

Nun konnte ich die Worte des Evangeliums bei vollkommener Stille sprechen. Ich sagte ihnen: „In Israel gibt es zwei Völker: das eine ist das Volk der Propheten, das andere ist Mörder der Propheten.“ „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind...“ Mit einem Worte, ich ging zum Gegenangriff über in der Gewißheit, daß die Zeit gekommen war, den Herrn und Sein Wort wirken zu lassen. Ich las aus dem 19. Kapitel des Lukasevangeliums, wie Jesus den Zachäus besuchte und den sündigen Willen dieses Sohnes Abrahams verwandelte. Während ich sprach, erhoben sich einige Juden von ihren Plätzen und gingen zum Ausgang, ganz still, auf Zehen. Ihnen folgten noch andere, offenbar ihre Streitgenossen, gleichfalls so ruhig, einer nach dem anderen, ohne irgendwie die Ordnung zu stören.

Ich sagte: „Geht alle hinaus, die ihr nicht hören wollt.“ Offenbar hatten sie während meines Gebetes und meiner Ansprache gefühlt, daß der Skandal, um dessentwillen sie gekommen waren, hier nicht am Platze sei. Nunmehr aber sich dem Einfluß einer christlichen Predigt aussetzen, das widersprach schon vollkommen dem Zweck ihres Kommens. So beschloßen sie, den Rückzug anzutreten, aber in voller Ordnung.

Als sie aber auf die Straße gekommen waren und sich erholt hatten, fiel ihnen wohl wieder ein, weshalb sie gekommen waren. Sie saßten neuen Mut und begannen, die Versammlung von außen zu stören: Pfiffe, Rufe und der Krach von Knallbüchsen ertönten. Plötzlich donnerte etwas auf dem Dache. Ein gewaltiger Regen strömte hernieder, wie er nur in den Tropen vorkommt, als ob es aus Mulden goss. Das Wetter dieses Tages hatte nicht auf solch einen Platzregen schließen lassen. Nun aber rauschte er hernieder, gerade eine Stunde lang. Von diesem gewaltigen Regen bei Ausgang des Sabbats am 30. Oktober 1932 schrieb sogar die Zeitung „Doar Chajjom“. So stürmte die ganze lärmende Bande in wilder Flucht auseinander, einige kehrten sogar in den Saal zurück, um sich vor dem Regen zu retten.

Die im Hause Zurückgebliebenen waren in doppelter Weise zufrieden. Einmal waren sie vom Regen verschont geblieben, und sodann von den Störenfriedern befreit. Sie konnten nun in Ruhe dem Worte lauschen. Noch ein Ereignis, das die Ordnung in der Versammlung kennzeichnete: Während meiner Ansprache zündete sich ein junger Jude eine Zigarette an. Hier in Palästina ist dies bedauerlicherweise in öffentlichen Versammlungen gestattet. Ich bemerkte: „Sogar in wissenschaftlichen Vorlesungen ist es unpassend, zu rauchen, wieviel mehr da, wo Gottes Wort verkündet wird.“ Der junge Mann ließ verlegen die Hand mit der Zigarette sinken. In diesem Augenblicke trat ein anderer Jude auf ihn zu und erlöste ihn von seiner Unentschlossen-

senheit dadurch, daß er ihm die Zigarette aus der Hand nahm, sie auf die Diele warf und mit dem Fuß austrat. Mit einem Worte, das im Saale zurückgebliebene Publikum war auf der Seite der Ordnung. Ohne Störung konnte ich mein Zeugnis von Christus bis zu Ende führen.

An jedem Abend befand sich unter der Menge immer wieder eine ganz bestimmte Gruppe ein und derselben aufmerksamen Zuhörer. Freundschaftlich verabschiedeten sie sich in der letzten Versammlung und dankten mir für meine Vorträge. Viele kauften auch gern die ausgelegte christliche Literatur und die Neuen Testamente. „Nehmen Sie“, ermunterte ich sie, „aber unter der Bedingung, daß Sie auch wirklich lesen werden. Wer die Heiligen Bücher zerreißt, der zerreißt sein Gewissen.“

Zufällig traf ich mich in den Tagen dieser Vorträge wieder mit dem Redakteur der Zeitung „Doar Chajom“. Er sagte mir: „Wenn Sie Ihre Vorträge in einem neutralen Saale gehalten hätten, wären Tausende von Juden gekommen.“

Im Verlauf dieser sechs Abende haben also die Juden ein klares Zeugnis von Jesus, dem Messias und der Wahrheit der Bibel zu hören bekommen. Keine ihrer Einwürfe und Erwidierungen konnten bestehen im Lichte der Heiligen Schrift. Allerdings gebe ich zu, daß meine Antwort auf die Frage „Nuß man den Sabbat heiligen?“ einen Judenchristen nicht ganz befriedigte. Ich hatte nämlich erklärt, im Alten Testamente gebe es zeitliche und ewige Gebote, völkische und allmenschliche.

Dieser Bruder erwiderte mir: „Sie hätten so antworten müssen: Die Gesetze des Alten Bundes teilen sich, wie unser jüdisch-religiöses Schrifttum lehrt, in zwei Gruppen — Werkgesetze und Geistesgesetze (Maassijot weruchanijot). Die ersteren werden in den Tagen des Messias aufgehoben werden. Zu ihnen gehört auch die Heilighaltung des Sabbat. Christen, die den Sabbat feiern, bekunden damit ein Mißtrauen zum Neuen Testamente. Sie tun so, als ob der Messias noch nicht gekommen sei und geben dem Juden damit ein Argernis. Wir Christen müssen nach den Geistesgesetzen leben, das ist das Gesetz der Liebe.“

Am folgenden Tage, am Sonntag, hielt ich noch einen Vortrag in der Evangeliums-Gemeinde Jerusalems. Dort mußte ich englisch sprechen mit Übersetzung ins Armenische. Man hatte mich aufgefordert, von meinen Erlebnissen im Moskauer Gefängnis zu erzählen. Am Ende sammelten die Brüder dort unter sich ein Opfer zum Besten der in der U.S.S.R. um des Glaubens willen Leidenden, eine Liebesgabe seitens der Kirche in Jerusalem.

Ich erinnere mich, daß ich während dieser Ansprache von meinem Besuche im Todeskorridor erzählte, und wie ich vor diesem Gang das Wort der Schrift fand: „Nette die zum Tode Geführten und entziehe dich nicht von denen, die man zur Hinrichtung bestimmt hat.“ — „Niemals habe ich früher diesen Text bemerkt, und ich bin überzeugt, daß auch keiner von meinen Zuhörern ihn kennt.“

„Mir ist er bekannt“, bemerkte lächelnd der armenische Bruder, mein Übersetzer, „sehen Sie, ich habe ihn unterstrichen.“ Dabei zeigte er mir seine Bibel. „Der Grund ist augenscheinlich der“, bemerkte ich, „daß Sie zu einem Volke gehören, das so oft in seiner Geschichte zum Tode geführt ist.“ Viele Zuhörer bewegten bei diesen Worten zustimmend ihren Kopf. Hatten doch die meisten von ihnen die Schrecken der Armenier-Verheerungen in der Türkei erlebt. Darum war auch ihr Herz so warm für die leidenden Brüder in Rußland.

Mit dieser Ansprache schloß ich meinen Dienst in Jerusalem. Unsere Bisen waren bereits in Ordnung. Im Autobus fahrten wir nach Haifa zurück, um uns von den Verwandten zu verabschieden und nach Europa zu fahren.

Grund und Ziel der Mission.

Auf meiner letzten Missionsreise durch Holland im Frühjahr d. J. hatte ich am 12. März im Haag eine Begegnung mit einem Mann, der wohl einer der bekanntesten und bedeutendsten Arbeiter auf dem Missionsfelde der Gegenwart ist — Dr. Stanley Jones. Er war auf der Durchreise nach dem fernen Osten, seinem Arbeitsgebiet. Unterwegs sollte und wollte er die religiöse Lage in Rußland studieren, wohl auf Vorschlag des Präsidenten Roosevelt, da der kürzlich geschlossene Vertrag zwischen der U.S.A. und der U.S.S.R. den amerikanischen Bürgern im Lande der Gottlosigkeit religiöse Freiheit zugesichert, — leider nur diesen. Warum vergaß man die andern?

Obwohl Stanley Jones' Zeit während des recht kurzen Aufenthaltes in Holland schon echt „amerikanisch“ mit Vorträgen und Besuchen besetzt war, so hatte die tüchtige Sekretärin unseres holländischen Komitees ihn doch für eine Stunde freibekommen. In ihrer „geselligen“ Wohnung trafen wir uns beim Tee, und ich benutzte die Gelegenheit, ihm einen kurzen Überblick über Rußlands religiöse Lage in Vergangenheit und Gegenwart, einschließlich Evangeliums-bewegung und Glaubensverfolgung, zu geben.

„Doktor Stanley Jones“, sagte ich, „erlauben Sie mir als einem, der Rußland seit 30 Jahren aus eigener Erfahrung kennt, Ihnen zu helfen, damit Sie nicht durch dies Rätselfeld fahren als einer, der laut Jesu Wort trotz sehenden Augen nichts sieht.“

Und es war nötig, denn in Amerika scheint man ein ziemlich einseitiges Bild von „dem interessantesten Experiment“ in Rußland zu haben. Zugleich trug ich Stanley Jones Grüße auf, falls er Brüder treffen und sprechen sollte. Es ist ihm dann auch an einer Stelle möglich gewesen. Sonst nicht, denn er mußte vorsichtig sein, nicht um seinetwillen, sondern um der Christen willen.

Der Eindruck, den Stanley Jones gewonnen hat — er hat es in einem Briefe mitgeteilt — ist der: In Rußland herrscht Katakombenchristentum. — Nach Beendigung unserer Unterhaltung fuhren wir zusammen in eine Kirche, in der unser amerikanischer Missionsbruder einen Vortrag in Gegenwart der Königin, Kronprinzessin, Minister und einer sehr aufmerksamen, das große Gebäude bis auf den letzten Platz füllenden Gemeinde von Missionsfreunden über obiges Thema hielt. Die Hauptgedanken gebe ich hier wieder nach der Aufzeichnung unserer Missionssekretärin Frau Barth van Marle.

Leben und Gefühl.

Religion ist ein Schrei nach Leben, und das Kennzeichen des Lebens ist das Gefühl. Ein Stein hat kein Gefühl, mithin kein Leben. Je höher aber der Organismus sich entwickelt, desto feiner wird das Gefühl. Dann kommt auch

das Bedürfnis, mit anderen und für andere mitzuempfinden. Dies sehen wir deutlich in Jesus Christus, der mit allen Menschen bis in die tiefste Tiefe ihres Lebens mit empfand. Daher jenes so bekannte Wort Jesu zu den Getreuen: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet.“

Was heißt das? — Die Not eines jeden Menschen ist meine Not. Dieser hohe Auftrag Christi befiehlt dem Christen, der Welt und den Menschen nicht gefühllos gegenüberzustehen, sondern sie in Glauben und Liebe zu umfassen. Dieser Gedanke ist der Geist, die Kraft der großen Missionsarbeit. **Was hat es in der Mission mit Brüdern zu tun.**

— Stanley Jones fühlt sich, wenn er in seiner Arbeit zu Menschen eines andern Volkes und einer andern Rasse kommt, nicht als Fremder. Im Gegenteil, denn was die Nationen voneinander unterscheidet, ist nicht der Glaube, der über jedem Unterschied steht.

„Wenn ich zu den Menschen komme, fühle ich mich als einer, der zu seinen Brüdern kommt.“

Missionsfragen.

Wenn wir Mission treiben, drängt sich natürlich die Frage auf: **Kann jeder Mensch Christ werden?** — Können Menschen verschiedener Rasse, verschiedener Bekanntschaft und mit so verschiedenen Religionen Christen werden? — Steht das Christentum nicht viel zu weit außerhalb ihres Gedankenkreises?

Nein, sagt Stanley Jones, alle Menschen können sich zum Christentum bekennen, weil sie den Keim, die Sehnsucht danach in sich tragen.

Aber die Arbeit der Mission wird bekämpft, und von verschiedenen Seiten werden Bedenken dagegen geäußert, u. a. das Bedenken des Imperialismus, wonach den Weißen die Herrschaft über die Farbigen zukomme. Darum ist der Vorwurf nicht ohne Grund: der Weiße habe das Land bekommen und der Schwarze die Bibel. Dies ließe auf Gewalt schließen, daß die Mission sich in den Dienst der Weltmächte gestellt habe. Darum laßt uns als Christen nie Gewalt brauchen.

Die Regierungen mögen ihre Ziele und Absichten haben, das Christentum hat seine. Jene sind irdischer Natur, aber das Reich Jesu Christi bedeutet mehr als ein irdisches Königreich. **Christus gehört nicht Weißen oder Schwarzen, Er gehört allen. Christus gehört nicht einer bestimmten Kirche.** Diesen Christus zu bringen, ist Ziel und Aufgabe der Mission und ist der beste Dienst, den die Kirche der Welt leisten kann. Dieser Dienst fordert keine Gewalt, er bedarf auch keines Schutzes der Mächtigen. Auf der Missionskonferenz in Jerusalem wurde die Frage erörtert, ob die Mission nötigenfalls mit Waffen beschützt werden müsse. Diese Frage wurde verneint.

Führer oder Diener.

Es handelt sich auch nicht um die Frage, ob die Mission Führer ausenden müsse. Nein, was die Welt heute so nötig hat wie das liebe Brot, sind nicht Führer, sondern **Diener**. Christus war auf Erden einer, der diente. Dies wird oft vergessen.

— Nach Stanley Jones ist das Erziehungssystem in Amerika falsch, weil es aus jedem jungen Mann gleichsam einen Führer machen will. Die Mission ist die Dienerin Christi, und der beste Missionar ist derjenige, der am hingebendsten dienen kann. Aber andererseits soll dieses Dienen nicht aus Mitleid geschehen.

Bedenken gegen die Mission.

Die Mission stößt im Osten auf noch mehr Bedenken, weil der Jnder (der Philosoph) den Zustand der Christenheit im Westen mit dem Evangelium der Liebe und Duldsamkeit vergleicht. Es ist von diesem Gesichtspunkt aus schwer für die orientalischen Völker, die Mission zu verstehen. Als Beweis dafür erinnert Stanley Jones an die Einstellung Gandhî's, der u. a. sagt: „Nicht einem jeden seine eigene Religion, macht keine Proselyten.“ Es besteht aber noch ein großer Unterschied zwischen einem Proselyten und einem Bekehrten.

Sehr charakteristisch für die Mentalität des Orientalen ist auch folgende Bemerkung eines Studenten zu Stanley Jones: „Wir wissen, daß der Westen nicht ausführt, was er zu wenig hat, sondern was er zu viel hat. Hat der Westen etwa schon einen Überschuß an Christentum?“ Mit andern Worten: „Laßt den Westen erst nur für sich selbst sorgen, bevor er zu uns kommt.“ Wenn dieser Student recht hatte, müßten wir allerdings die Mission als Beweis einer unerträglichen Anmaßung ansehen.

Ausführlich sprach Stanley Jones über Gandhî. Man hat diesen so bedeutenden Mann einmal gefragt: „Was halten Sie von Stanley Jones?“, worauf Gandhî antwortete: „Er ist seines Glaubens zu gewiß!“ Diese Antwort kann man verstehen, wenn Stanley Jones dagegen sagt: „Ich betam den Glauben von Gott, als mir alles entfallen war, von dem großen Geber, und deshalb bin ich meines Glaubens und meiner Sache gewiß.“

Deshalb ist die Mission auch keine Proselytenmachelei, sondern ein Aufruf zur Bekehrung. Und wie ein feierliches Glaubensbekenntnis klang es aus des Redners Mund: „Ich gehe nicht nach dem Osten, weil die Menschen dort schlechter wären als im Westen. Bei meiner Arbeit frage ich nicht nach Mohammedanern oder Hindus oder was für Namen die Menschen tragen. Ich suche keine Elite, ich suche Menschen. Und darum wird der Diener der Mission, der ja auch ein Diener Jesu Christi ist, nicht nur Seelen zu gewinnen suchen, sondern auch den Menschen selbst suchen und ihn liebhaben.“

Ist es nicht demütigend, wenn ein Jnder, der aus Europa zurückgekehrt ist, sagen muß: „Ich wäre Christ geworden, wenn man mich mehr als meine Seele geliebt hätte!“

Der Weg der Mission.

Es gibt viele Wege und bald wird dieser, bald jener gezeigt. Und doch, es bleibt schließlich nur ein Weg übrig, Christus, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Es gibt viele Wege, aber es gibt nur einen Weg, der zum Paradiese führt. Nicht zum Paradiese irdischer Güter oder Wohlhabenheit, sondern zum Königreich Gottes. Dahin können wir weder selbst gelangen noch andere bringen, solange wir nicht mit voller Überzeugung sagen können: Ich glaube, daß Jesus Christus der Weg zum Leben ist.

Christus die Lösung.

Christus gibt die vollkommene Lösung. Christus und Christentum sind nicht dasselbe. Aber das Christentum ist das letzte Wort noch nicht gesagt worden, über Christus wohl: Christus ist der Weg.

Stanley Jones bleibt dabei trotz der 26 Jahre des Kampfes in seinem Leben. Er glaubt dies noch heute von ganzem Herzen. Aber wir Menschen sind unvollkommen, auch die Kirche ist unvollkommen. **Vollkommen ist nur Christus.** Darum ist Er der einzige Beweggrund und das einzige Ziel der Mission.

In der Hauptsache hat Stanley Jones das ausgesprochen, was wir in unserem Missionsdienst auch zu verwirklichen trachten: Wir wollen den Völkern des Ostens das Evangelium bringen, Jesus Christus, nicht Dogmen und Formen unserer Kirchen im Westen. Und zwar nach dem Grundsatz: Der Russe soll den Russen das Evangelium predigen; wir wollen ihm dienen und helfen, dazu tüchtig zu werden. W. L. Jaf.

„Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht
meiner Feinde!“

Dieses Wort des 23. Psalmes kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich die folgenden Briefe eines unserer russischen Glaubensbrüder las und sein Familienbild betrachtete, das er uns soeben gesandt hat. Seinen Namen dürfen wir nicht nennen. Er trägt die

Nummer 4840 in unserer Kartei — ein Zeichen, wie groß die Zahl derer ist, die von uns teils regelmäßig, teils gelegentlich unterstützt werden.

Ich denke, auch unsere Freunde werden sich dieses Zeugnisses aus dem Lande der Gottlosigkeit freuen. Daß sie Versammlungen halten und Ostern feiern können, ist ein Zeichen göttlicher Gnade, die wieder einmal mächtiger sich erweist auch da, wo die Sünde mächtig geworden ist.

Sodann ist es eine neue Bestätigung für die unmöglichen Möglichkeiten und Gegenätze in diesem großen Lande im Osten.

..... 10. Mai 1934.

Teurer Bruder im Herrn W. L. Jad!

Herzlich grüße ich Sie in der Liebe unseres Heilandes Jesus Christus. Ich beileide mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich und meine Familie, ebenso wie die Kinder Gottes hier in der Stadt, sich wohl befinden in Christus Jesus und froh dankend dem Heiland zu dienen bestrebt sind.

Teurer Bruder, weiter kann ich Ihnen berichten, daß unsere Gebetsversammlungen unter Gottes Segen vorwärtsgehen. Fünfmal in der Woche kommen wir zusammen.

Ganz besonders gesegnet war unsere Osterfeier, die am 5. April begann und bis zum 10. April dauerte. Der Raum war gedrängt voll von Gläubigen und Hörern. Das Thema der ersten drei Tage war eine Betrachtung der Leiden unseres Herrn Jesus Christus. Die letzten drei Tage wurde über die Auferstehung des Herrn gepredigt, über den herrlichen Sieg des Heilandes über Tod und Teufel.

Wir durften unser Zeugnis mit großer Freudigkeit öffentlich ablegen, und auch der Chor verschönte die Osterbotschaft mit seinen Liedern.

Die Zuhörer folgten mit gespannter Aufmerksamkeit den Predigten über den Leidensweg nach Golgatha, das Erlösungsoffer für die Sünden der Welt und den Sieg über die Sünde und den Tod durch die herrliche Auferstehung des Herrn.

Tief bewegt im Herzen beugten viele die Knie beim Gebet, schüttelten vor dem Herrn ihre Sünden aus und empfingen Vergebung und Frieden.

Besonders wir Gläubigen waren voll Lob und Dank gegen den Herrn und sangen Ihm unser Lied: „Er ist auferstanden — besiegt ist der Tod, die Hölle überwunden!“

Ja, der Hunger und Durst nach dem Worte Gottes ist groß im russischen Volke. Allerdings, früher hatten wir hier am Ort drei Versammlungen, heute leider nur noch eine.

Nun danke ich Ihnen noch herzlich für die Übersendung des Geldes, das mir sehr, sehr gelegen kam und uns recht gestärkt hat. Wir dachten dabei an einen Liedervers, der bei uns viel gesungen wird.

Ich bin dem Herrn so überaus dankbar, daß Er uns auf so wunderbare Weise mit Ihnen vereinigt hat und wir uns schreiben können. Wollen wir dies Band festhalten! — Vergessen Sie uns nicht in Ihren Gebeten.

Ihr im Herrn verbundener Bruder

Einige Tage danach kam von demselben Bruder ein zweiter Brief mit beigelegtem Bild, der seinem Inhalt nach so erfreulich und wichtig ist, daß wir auch ihn unsern Freunden nicht vorenthalten wollen. Läßt er uns doch einen wertvollen Blick tun, wie unsere Evangeliumsbrüder das Leben und seine Aufgaben vom Evangelium aus auffassen.

....., 25. Mai 1934.

Teurer Bruder im Herrn W. L. Jad! — Friede sei mit Euch! —

Ich grüße Sie in der Liebe Jesu Christi von ganzem Herzen. Gottes Werk geht bei uns in aller Stille weiter. Wie dankbar bin ich, daß ich Ihm dienen darf.

Hiermit sende ich Ihnen zwei Fotos, auf einem bin ich allein, auf dem anderen meine Familie: Gattin, Mutter und meine geliebten Kinder, die der Herr uns gab.

Ich weiß, Sie werden sich nicht daran stoßen und wundern, daß ich eine große Familie habe. Ich sage das deshalb, weil es hier solche traurigen Leute gibt, die das tun. Ja, nicht wenig Weltmenschen kommen direkt in Furcht und Schrecken, wenn sie von Kindern hören, und man bekommt von ihnen üble Wort der Empörung und des Spottes zu hören.

Dagegen freuen meine Frau und ich uns über unsere Kinder und danken Gott von Herzen für diesen Segen, denn wir wissen, was Gottes Wort sagt: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Heil dem Menschen, der seinen Küder derselben voll hat.“ Psalm 127. 3, 5.

Diese Frage über Kinderreichtum ist für viele, auch für Gläubige eine sehr brennende, und manche sind darüber schon gestrauchelt und gefallen. Sie wurde vor mehreren Jahren auf einer Synode des Bundes der Evangeliumschriften klar und schnell entschieden an der Hand der Heiligen Schrift, indem im Blick auf den Patriarchen Jakob gezeigt wurde, daß von ihm ein großes Volk und in diesem wieder große Gottesmänner, Propheten u. a. gekommen sind.

Darum freuen wir uns auch, meine Frau und ich, daß wir Kinder haben, die Gott uns bisher gesund erhalten hat. Wir müssen nur immer staunen und danken, wenn wir im Blick auf unser Leben sehen, wie Er uns mit hoher Hand durch alle Stürme und Wogen geführt hat. Ja, dann steigt tiefer Dank zu dem Herrn empor, „Dessen wir sind und Dem wir dienen.“

Wir sind beide so glücklich, daß der Herr uns im Verlauf unseres 14jährigen Ehestandes mit fünf Söhnen und einer Tochter gesegnet hat und an uns wahrgemacht hat, was Er Psalm 128 verheißt hat. Keins unserer Kinder ist gestorben, alle leben und sind gesund, von Ihm gesegnet und geschützt.

Und so wollen wir denn auch in unserm weiteren Leben schöpfen aus den unverstehbaren Quellen göttlicher Gnade. Alle Sorgen, alle Nöte, und sind sie auch noch so groß, wollen wir unserm Heiland zu Füßen legen, wie wir das bisher getan haben, denn Er sorgt für uns. In Seiner großen Barmherzigkeit und grenzenlosen Liebe und Weisheit wird Er uns, Seine Kinder, nicht verlassen, sondern auf Seinen Wegen führen zu jenen herrlichen Gehäuden, wo Sturm und Wogen nicht mehr toben werden.

Wir bitten Sie, vergessen Sie uns nicht in Ihren Gebeten, und denken Sie auch wieder an uns in unserer Not. Ich glaube und hoffe, daß Sie dazu auch in Zukunft werden Möglichkeit finden. Ich werde Ihnen von Herzen dankbar sein, denn solch eine große Familie hat auch ihre Bedürfnisse und Nöte.

Und nun auf Wiedersehen! — In Gottes Liebe verbunden Ihr

Also, trotz aller Nöte bezeugt unser Bruder doch, daß er und die Seinen satt zu essen haben und sich einfach kleiden können, wo Tausende hungern und in Lumpen einhergehen. Das kann Gottes Gnade, und dazu benutzt Er unsern Dienst und die Opferfreudigkeit unserer Freunde.

Und dazu noch Versammlungen und Feier des Osterfestes! — Ja, man kann es verstehen, daß dem Bund „der kriegerischen Gottlosen“ doch trotz alles äußeren Redens und Lobens im tiefsten Inneren unheimlich werden muß, wenn sie sehen, daß der Glaube an

den lebendigen Gott, dieses Opium der Religion, eben unausrottbar ist. Darum wollen wir mit Joh. Chr. Blumhardt bekennen:

Jesus ist der Siegesheld,
Der all seine Feind besieget.
Jesus ist's, dem alle Welt
Bald zu seinen Füßen lieget.
Jesus ist's, der kommt mit Pracht
Und zum Licht führt durch die Nacht! —

Auch durch die Nacht des atheïstischen Bolschewismus zum hellen Licht eines neuen Russland durch das Evangelium Jesu Christi! — W. L. Sad.

Russisches Flüchtlingselend in Persien.

Nicht nur unsere deutschen Stammesbrüder in Russland empfinden das Leben in den Grenzen des Sowjetstaates unerträglich, sondern auch die Russen selbst tragen schwer an der drückenden Not, und sie ziehen es oftmals vor, einem ungewissen Flüchtlings-schicksal entgegenzugehen, statt weiterhin in ihrem Vaterlande zu leben, das sie, trotz aller kulturellen Rückständigkeit, als ein Land des Friedens und der Geborgenheit kannten, in dem sie jetzt aber Zerstörung und Entfittlichung sehen. Und so hat ein Wandern zu den Grenzen eingesetzt, um bei passender Gelegenheit hinüberzugehen nach Rumänien, nach China, nach Persien. Wer diesen Schritt tut, bricht alle Brücken der Vergangenheit hinter sich ab, und mancher findet auch den Tod bei diesem Versuch. Dennoch leben in den an Russland grenzenden Ländern bereits Tausende Flüchtlinge, zum großen Teil in bitterer Not.

Aus Persien gibt uns die Leitung des Deutschen Blindenheims in Isfahan einige Nachrichten über das Leben der Heimatlosen. Als Dank für einen Geldbetrag, den wir diesem Heim für die Arbeit an den Flüchtlingen zukommen ließen, erhielten wir den folgenden Brief.

Isfahan, den 7. Mai 1934.

Sehr geehrte Missionsleitung!

Vorigen Monat erhielt ich 100.— Mark von Ihnen für unsere Russen-flüchtlinge hier. Hierdurch möchte ich Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür aussprechen. Einige tausend Russen weilten in Isfahan. Jetzt sind es weniger, da eine Anzahl nach anderen Städten verzogen sind. Gerade kurz nach Empfang der 100.— Mark kam wieder eine russische Familienmutter und bat um Essen für ihre Kinder. Wir können ihnen nun wieder, dank Ihrer Hilfe, jeden Abend einen Topf voll Suppe oder Brei und Brot geben. Auch viele durchziehende Deutschrussen haben wir eine Zeitlang mit Essen versorgt. Ihr Schild ist auch hier in Persien ein sehr tragisches. Vom Norden des Landes wurden sie nach Teheran verschickt. Dort fanden sie Arbeit, zum großen Teil in der deutschen Kolonie. Sie mußten dieselbe aber nach kurzer Zeit wieder aufgeben

und wurden nach einer anderen Stadt verschickt. Ebenso erging es ihnen dort nach einiger Zeit, sie wurden von der Regierung wieder verschickt usw. Wenn sie sich irgendwo eingerichtet hatten, dann mußten sie wieder ihre Sachen packen und wandern. Ob man sie so langsam aufreiben will? Wir wissen es nicht.

Viele der hier im Ort befindlichen Russen sind im Gefängnis. Auch unseren Türhüter Keril hat die Polizei aus dem Haus geholt, und seit etwa zwei Monaten befindet er sich hinter Schloß und Riegel. Seine Frau, welche auch bei uns arbeitet, hofft von einer Woche zur andern, daß er zurückkommt, aber noch sieht es nicht danach aus. Verschiedene Verdächtigungen sollen wohl die persischen Behörden zu diesen Maßnahmen den Russen gegenüber veranlaßt haben.

Unsere acht russischen Kindern konnten wir nun manches Nötige an Kleidung anschaffen, und auch das nötige Bettzeug besorgten wir. Die Kinder haben zur Zeit sehr unter Ausschlag zu leiden, da sich jetzt durch die gesunde Kost ihr Blut reinigt von all den Giftstoffen, die sie durch die schlechte Kost in Russland aufgenommen haben. Eine russische Ärztin nimmt sich der Kinder sehr liebevoll an. Nicolai, ein junger, kräftiger Russe, half in unserer Küche. Derselbe hat jetzt außerhalb unseres Hauses andere Beschäftigung, und wir haben an seine Stelle einen ganz alten, gebrechlichen russisch-armenischen Flüchtling angestellt. Unser russischer Kuhhirte Timofe, auch ein alter Mann von vielleicht 65 Jahren, ist immer ganz glücklich, wenn er ein christliches Blättchen bekommt. Da liest er denn den ganzen Tag in seiner freien Zeit, und liest auch den persischen mohammedanischen Anaben mit Hingabe vor, obgleich sie ja kaum etwas davon verstehen. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns gelegentlich wieder einige russische Schriften und vielleicht für Timofe die „Lichtstrahlen“ vom E.C. schicken würden.

Die Wohnungen der Russen hier in der Stadt sind auch jetzt noch ebenso kümmerlich und unzureichend wie ehemals, doch brauchen sie ja wenigstens jetzt nicht mehr zu frieren und können auch den Tag über draußen sein. Die, denen es früher einmal besser ging, leiden ganz besonders unter der Heimatlosigkeit und Armut. Möchte doch all die Not dazu dienen, daß sie aufblicken zu Gott, der ihnen allein die rechte Hilfe sein kann. Bei vielen ist auch ein Fragen und Suchen nach Gott erwacht, andere dagegen sind in Gleichgültigkeit oder Bitterkeit ganz erstarrt.

Indem ich Ihnen recht herzlich danke für Ihre freundliche Hilfe und Sie bitte, unserer Russenarbeit weiter vor dem Thron der Gnade zu gedenken, rühe ich Sie ergebenst
Ihre

Heimkehr aus der Verbannung.

Diese Worte stehen auf der Rückseite des Bildes, das uns in diesen Tagen übergeben wurde als Gruß einer lieben, treuen Mitkämpferin im Reiche Gottes.

Heimkehr aus der Verbannung. Da steht nun ein Mensch, eine einsame Frau. Ein Leben lang hat sie gearbeitet, hat sie gewirkt für Gottes Ehre. Und als dann der Tag kam, da sie in die Einsamkeit des asiatischen Dorfes wandern mußte, da ging sie ohne Murren. Selten kommt einer heim, der diesen Weg gehen muß. Durch die Liebe treuer Angehöriger und Mitschriften hat diese Schwester ihre Verbannungszeit überstanden.

Ein Sack und ein kleiner Koffer, sie genügen, um die Habe zu bergen, die von einstigem Wohlstand blieb. Aber wie reich mag sie manchem Mitverbanneten erscheinen, dem alles geraubt wurde. Und dann — wie reich ist ihr Leben, da es gegründet ist auf den Herrn, von dem der Sänger des Alten Bundes rühmt: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde . . .“ (Hf. 73, 25).



Heimkehr aus der Verbannung.

Diese eine Schwester hat die Schrecken der Verbannung hinter sich. Sie wird aber noch weiterhin unsere helfende Hand und unser Erbittendes Gebet brauchen. Unzählige andere sind aber immer noch in der Verbannung, und die Zeit des Leidens ist für die Christen Rußlands noch nicht zu Ende. Wir wollen sie nicht vergessen in unserm Gebet, und wir wollen sie nicht im Stich lassen mit brüderlicher Hilfe.

Vom Dienst der Liebe.

(5223)

....., den 30. Mai 1934.

Einen herzlichen Gruß an die Freunde, die teilnahmen an der Hilfe, die wir bekommen haben. Auch den besten Dank dafür, liebe Freunde. Die erste Hilfe von Deutschland, aber eine gute Hilfe. Der Hunger ist gestillt, und die Freude war größer, als jemand es sich vorstellen kann.

Wir sind hier schon drei Jahre im Ural, wir sind ohne Wäsche, ohne warme Kleidung, und hier im Ural ist der Winter lang und sehr kalt. So bitten wir, wenn es möglich ist, uns noch mitzuhelfen.

(5091)

....., den 31. Mai 1934.

Mit tiefempfundenem Dank bestätige ich hiermit den Empfang von 8 RM. Sie haben mir und meiner armen Familie damit eine große Wohlthat erwiesen, und der barmherzige Gott wolle Sie dafür reichlich segnen! Mit glaubensbrüderlichem Gruß

(3251)

....., den 29. Mai 1934.

Da nun meine Produkte, die ich für die 15,— Mark, die Sie mir im Februar zusandten, fertig (verbraucht) sind, so wende ich mich wieder an Sie mit derselben Bitte. Mein Vater und meine Schwester starben beide Ende Februar. Habe jetzt noch eine Mutter von 57 Jahren und einen blinden Bruder, 33 Jahre alt. Teilte den Eltern und Geschwistern auch von den Produkten. Seien Sie bitte so freundlich und helfen Sie uns auch weiterhin nach Ihrer Möglichkeit. Der himmlische Vater wird es Ihnen reichlich belohnen.

(5285)

....., den 29. Mai 1934.

Ich sage Euch innigen Dank für Eure Gabe von 9,— RM, welche ich am 29. erhalten habe. Welche Freude hatte ich! Ich danke meinem Gott und danke auch Euch, daß Ihr, deutsche Brüder, uns in unserer Not helft. Gott vergelte es Euch, hier und auch in der Ewigkeit. Ich hoffe und glaube fest, daß Ihr mir auch weiter dieselbe Hilfe spenden werdet.

(5280)

....., den 3. Juni 1934.

Ich habe gestern auf die Anweisung Mehl geholt, und zwar 30 kg und 3 Pfund Zucker. Ich sage Euch im Namen meiner ganzen Familie einen schönen Dank. Der Herr vergelte Euch, was Ihr an uns getan. — Es will bei uns nicht regnen. Dem Aussehen nach gibt's eine totale Mißernte, und so haben unsere Klagelieder kein Ende.

Was den Geschäftsführer bewegt.

Liebe Missionsfreunde!

Wir danken allen, die uns helfen, den Dienst an den hungernden und notleidenden Brüdern und Schwestern des Glaubens in Rußland tun zu können, und wir bitten, diesen Dienst weiterhin mit Gebet und Gaben unterstützen zu wollen. Jedoch möchten wir heute im besonderen darauf aufmerksam machen, daß durch die Gaben für diesen Dienst die anderen Aufgaben, die wir im Missionsbund haben, nicht vernachlässigt werden möchten. Dürfen wir Ihnen, lieben Freunde, sagen, daß auch die russischen Freibergerbrüder in Polen und die Glaubensbrüder am Evangeliumswert unter den Ukrainern immer wieder auf die Hilfe und Unterstützung und Fürbitte angewiesen sind. Außerdem helfen wir ja manchen Brüdern, die unter den Russen im Baltikum und auf dem Balkan in der russischen Evangeliumsbewegung dienen. Diese Brüder sind lebende Arbeitskräfte im Werk des Herrn. Da aber Gaben für diese besonderen Arbeiten oder allgemeine Gaben, die wir je nach der Not und Lage verwenden könnten, wenig eingehen, so möchten wir doch herzlich bitten, diesen Dienst nicht zu vergessen. Man kann wohl bei gewissen Unterstützungen von heute auf morgen den Plan und die Summe ändern, wenn die eingehenden Beträge geringer werden; aber lebendige Kräfte, die in der Verkündigung des Evangeliums mit ihren Familien stehen, kann man nicht so ohne weiteres von einem Tag zum anderen entlassen oder ihnen die Unterstützung auslöschung.

Die Lichtstrahlen des Jugendbundes für G.G., welche nun in russischer Sprache schon seit vielen Jahren in 4000 Exemplaren in etwa 32 Länder der

Welt gehen, dienen vielen Predigerbrüdern als Unterlage und Vorbereitung für ihren Dienst, da denselben ja meist jede theologische Schulung fehlt. Sie werden daher vertehen, wie wichtig es ist, daß auch diese Arbeit der Mittheilung der Prediger des Evangeliums im Osten dienstfähiger zu erhalten, nicht einzu schlafen darf. Nachfolgende Mittheilungen lassen uns in den segneten Dienst der „Lichtstrahlen“ als biblische Vorbereitung hineinschauen.

..... (Polen), 15. Mai 1914.

Wir werden durch die „Lichtstrahlen“ gesegnet, denn sie geben uns die Möglichkeit, in einigen Jahren die ganze Bibel zu studieren

..... (Rumänien), 16. Mai 1914.

Die Lichtstrahlen wirken anziehend und veranlassen den Leser, in die Bibel einzudringen und sie nach Themen zu durchforschen. Die Empfänger drücken Ihnen ihren herzlichsten Dank für diese Arbeit aus. In den Dörfern predigen die Brüder nach den Themen aus den „Lichtstrahlen“.

Außerdem bezahlen wir fast ganz die Herstellung und den Druck des Blattes; „Der Evangeliums Glaube“, welches in vielen tausenden Exemplaren als Evangeliumsblatt zu den russischen Emigranten in aller Welt versandt wird. Auch für dieses Blatt fehlen uns die Mittel, und damit ist diese missionarische Aufgabe in Frage gestellt. Sollen wir unsere Unterstützung zurückziehen und das Blatt eingehen lassen? Es wäre uns das um des Dienstes willen sehr schade.

Daher bitten wir unsere Missionsfreunde, besonders die in Deutschland, in der Schweiz, in Holland doch sehr herzlich und dringend, diese Arbeitszweige nicht zu vergessen, oder uns eine Gabe für unser Konto „Allgemeine Liebesgaben“ zur Verfügung zu stellen, dann können wir im besonderen diese Arbeit weiter lebendig erhalten. Von welcher Bedeutung diese Arbeiten sind und sein werden, das wird uns vielleicht noch die Zeit und die Zukunft, aber ganz sicher die Ewigkeit offenbaren. Denn im wesentlichen handelt es sich bei diesem Dienst um Menschen, die zwar nicht durch leiblichen Hunger gefährdet sind, die aber den geistlichen Hunger gestillt haben möchten und doch in sehr armen Verhältnissen leben.

Paul Achenbach.

Reisebericht.

Der Monat Januar war ganz für Ostfriesland bestimmt, da ich aber im Dezember so spät aus der Schweiz kam, hatte unser Bruder Pastor Jod die Freundlichkeit, die ersten Wochen des Dienstes in Ostfriesland zu übernehmen. Aber auch die zweite Hälfte des Dienstes zu tun wurde mir unmöglich, weil der Arzt eine sofortige 14tägige Ausspannung forderte. Durch Überanstrengung war Herzmustelschwäche in die Erscheinung getreten.

So konnte ich erst am 4. Februar mit der Kreisstagung des Jugendbundes für GG. in Leipzig beginnen. Es waren Tage der Sammlung und Ausrichtung besonders im Blick auf die in die Hitlerjugend einzugliedernden Mitglieder. Als Grundlage für den Dienst hatte ich als Thema gewählt: „Die Vergewaltigung und der Christ im heutigen Staat.“ Wahrer Sozialismus kann nur werden, wenn wir versuchen, von der Vergewaltigung auszugehen.

In Verbindung mit diesem Dienst gab es dann noch mancherlei Missionsvorträge in Meuselwitz, Markranstädt, Oschatz und Wurzen. In manchen dieser Orte waren Gemeinschaft und Landeskirche zusammengegangen, um eine recht breite Hörerschaft für die Russlandthemen zu schaffen. Ich glaube, daß der Herr den Dienst an manchen Orten hat segnen können.

Im besonderen hatten noch die Jugendbünde Leipzig 1 und 2 zum Jahresfest eingeladen, aber auch dies sollten Stunden stiller Besinnung und der Erquickung sein.

Die Woche vom 11.—18. Februar führte mich zum Evangelisationsdienst nach Gartenstein i. S., wo ebenfalls Kirchengemeinde und Landeskirchliche Gemeinschaft gemeinsam den Dienst vorbereitet hatten. Das Wochensthema lautete: „Volk vor Gott.“ Der Besuch war gut, aus der Hitlerjugend, der SA. und der NSDAP. waren einzelne und je nach dem Thema viele vertreten, um der Botschaft des Evangeliums zu lauschen. Nach wie vor ist der Schluß einer Evangelisation mit einem Russland-Lichtbildervortrag überaus stark besucht, ja meist sind Säle oder Kirchen überfüllt. Nach einem früheren Versuch hatte ich diesmal den Lichtbildervortrag ausgestaltet mit russischer Musik, um das russische Volkslied, das russische Kirchenlied und das russische Evangeliumslied, wie auch deutsche Evangeliumslieder in hervorragender Wirkung darzubieten. Wenn man die russischen Kirchenlieder vom Don-Kosakenchor auf Schallplatten hört, dann ist man tief ergriffen. Wenn das Lichtbild unsere deutschen Stammes- und Glaubensbrüder, wie auch die russischen evangelischen Glaubensbrüder auf der Leinwand zeigt, wie sie in die Verbannung ziehen und dazu das Lied hört: „Selig sind, die Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich“, dann sind das immer ergreifende Augenblicke.

Die Bibelstunden in Gartenstein fanden nachmittags im Gemeindefaal statt und waren sehr gut besucht. Am Sonntag, dem 18. Februar hatte ich morgens in der Kirchengemeinde zu H. zu predigen, am Nachmittag die letzte Bibelstunde und am Abend sprach ich in der mit uns verbundenen Gemeinschaft in Schneberg, leider nur ein kurzer Besuch, der aber bald durch längeren Dienst wieder ergänzt werden soll.

Von Gartenstein aus mußte ich dann gleich nach Rierstein am Rhein, wo ebenfalls eine ganze Evangelisationswoche seitens der Gemeinschaft mit der Kirche vorbereitet war. Rierstein ist uns ein lieber Ort. Die fast hundertjährige Gemeinschaftsbewegung hat immer wieder für den gesamten Ort sehr befruchtend gewirkt. Die Bibelstunden waren trotz des guten Wetters, das leicht hätte die Weinbergs- und Landbauern abhalten können, ausgezeichnet besucht. Die Abendvorträge fanden lebhaftesten Widerhall weit über die Gemeinschaftskreise hinaus. Die Kirche füllte sich Abend für Abend mehr und mehr. Unter den Hörern befanden sich erfreulicherweise viel Männer, je und dann auch ganze Trupps SA.-Leute, die freiwillig gekommen waren. Besondere Freude bereitete mir auch die Predigt am Feldengedentag. Der uns verbundene Ortsfarrer war von der Grippe gepackt, so daß er selber den Dienst nicht tun konnte, aber gerade an solchen Tagen hat man in besonders starker Zahl die Männerwelt als Hörer. Die Fahnen der SA., des Stahlhelms, der Kriegervereine standen um den Altar und die verschiedenen Gruppen sahen uniformiert oder mit ihren Abzeichen in der dichtgedrängten Kirche. Es ist notwendig, aber auch schwer, in solche Lage hinein ein Wort des Evangeliums so zu sagen, daß Männerherzen mit tiefem Ernst innerlich berührt werden. Wie nötig ist da die Patergemeinde, die immer wieder ihre Hände aufhebt für all solchen Dienst. Ebenso verantwortungsvoll ist in unserer heutigen Zeit der seelsorgerliche Dienst. Darüber kann und will man nicht viel sagen, mehr als je braucht man da die Weisheit von oben.

Von Rierstein aus ging es noch ein paar Tage nach Oppenheim am Rhein, wo unser früherer Bibelschüler, Hr. Ader, im Dienst der Stadtmission steht und auch die Gemeinschaft von Rierstein zu versorgen hat. Eine Freude war es, an diesem Ort im Arbeitslager in Wort und Bild zu den Kameraden über Russland sprechen und Ihnen zeigen zu dürfen, wie in Russland ein Volk ohne Gott ein Volk ohne Brot geworden ist. Ich hatte schon vorher im Freistaat Sachsen Gelegenheit, im Arbeitsdienstlager zu sprechen und wußte, in welcher Weise man heute zu unseren deutschen Männern reden muß.

Wenige Tage später mußte ich mich schon für die Fahrt in die Schweiz rüsten. In der Gemeinde W... begann mein erster Evangelisationsdienst. Für solchen Dienst haben wir uns auch unseren Schweizer Freunden zur Verfügung gestellt. Auch da ist es oft nicht einfach, das rechte Wort zur

rechten Zeit und in richtiger Weise zu sagen, aber wenn der Herr selber die Türen aufschließt und die Verbindung zu den Menschen schenkt, dann ist man immer wieder erquid, daß man in unserer Zeit solch schönen Dienst tun darf. Im Pfarrhaus war besonderes Verständnis für die Nöte und Schwierigkeiten solch eines Dienstes. Wenn in einer Gemeinde zum erstenmal eine Evangelisationswoche gehalten wird, ist die Verantwortung auch im Blick auf die Zukunft sehr groß. Gott schenkte aber in dieser Diasporagemeinde sehr gut die suchte Abendversammlungen und Bibelstunden. Das Opfer zeigte, wie die Gemeinde innerlich erquid und ergriffen war von der Botschaft des Kreuzes und der Erlösung durch Jesus Christus, unsern Herrn.

Diesem Dienst folgte dann eine Reihe von Missionsvorträgen im St. Bern und im St. Graubünden. Viele neue Verbindungen wurden geknüpft und manche alten neu gefestigt. Besonders groß war die Freude, wenn man in Pfarrhäuser kam, wo „Dein Reich komme“, unser Missionsblatt, ein gern gesehener Gast ist. Manderlei Einzelbesuche habe ich mit diesem Dienst verbinden dürfen. Besonders erquidend war auch ein Dienst an der vor der Konfirmation stehenden Jugend verschiedener Kirchgemeinden im St. Graubünden, und mit Freuden begrüßt man ja immer wieder gerade den Dienst an der Jugend. Eine Entscheidung fürs Leben, eine willige Hingabe an Christus, sie kann und wird immer wieder den Menschen zu dem Ziel führen, wozu Gott die eigentliche Bestimmung gegeben hat.

Einige Besprechungen in Bern beschlossen den Dienst. Dann ging es über Basel, wo ebenfalls noch einige Besprechungen stattfanden, wieder heim nach Bernigerode.

In der Woche vom 16. bis 24. April war ich zu Volksmissionsdiensten in Falkenberg i. d. Mark. Von dort aus besuchte ich wieder einmal die „Malche“, und zwar zu einer Tasse Tee bei Frau von Hochstetter, ebenso besuchte ich auch Pastor Lohmann in Lichtenhagen.

Vom 23. bis 26. April nahm ich teil an der Jahrestagung des Deutschen Evangelischen Verbandes für Volksmission in Fersch b. Potsdam. Es war ein Ringen um zeitgemäßen Dienst an Kirche und Volk. Ein gemeinsamer Boden konnte nicht gefunden werden, und es wurde die Auflösung des Verbandes in seiner bisherigen Form beschlossen.

Die Gnadauer Gemeinschaftskonferenz, die zuletzt Bernigerode als Tagungsort gehabt hatte, nun aber nach Bad Salzungen verlegt war, besuchte ich ebenfalls. Sie fand in den Tagen vom 22. bis 25. Mai statt. In Verbindung damit fanden sehr ernste Verhandlungen von Vertretern des Jugendbundes für E.G. statt. Die Tagung war ernst und entscheidend, besonders für die weiteren Dienste der Bewegung und ihren Standort im Blick auf die Nöte der Gegenwart. Die Berichte hierüber sind ja in den zuständigen Blättern schon veröffentlicht.

Von Montag, dem 11. Juni, begleitete ich unseren Bruder Riff-Dit. Stroeter zu einer Pastorenfreizeit auf Schloß Galberwisch bei Osterburg (Altmark). Es war eine besonders gesegnete Freizeit. Geistliche Erquidung, verbunden mit Erholung im schönen Park verband die Pfarrbrüder in gemeinsamer Aussprache und persönlicher Fühlungnahme.

Während nun der Bericht in den Druck geht, bin ich zusammen mit unserem Bruder Fast aus Rußland zu Diensten im Erzgebirge.

So grüße ich die alten und neuen Freunde, Brüder und Schwestern im Herrn Christus, in Sachsen, am Rhein und in der Schweiz, danke den mancherlei Freunden und Pfarrhäusern für die liebevolle Aufnahme, danke für mancherlei Gaben, die uns für unser Werk anvertraut wurden. Laßt uns verbunden bleiben in unserem Herrn Christus, der gekreuzigt, gestorben, auferstanden und erhöht ist zur Rechten des Vaters, laßt uns Ihm unser Leben opfern und hingeben im Dienst an den Missionsaufgaben des Ostens. Dankbar wollen wir für alle Freudenheiten sein, daß wir die Botschaft der Gnade so ungehindert klar so vielen Menschen sagen können. Laßt uns für

einander beten und besonders immer wieder denken an unsere Brüder und Schwestern in Rußland in Gefängnis, Verbannung, Not und Hunger.

In herzlichster Liebe dem Herrn Christus verbunden grüße ich alle unsere Missionsfreunde und bitte auch weiterhin um Fürbitte für allen Dienst und alle Aufgaben, die der Herr unserem Werke zugebacht und anvertraut hat.

P. Achenbach.

Aus dem Reich der roten Nöte.

Kirchenschließung.

Der „Osservatore Romano“ schreibt: „Die sowjetrussische Regierung hat die älteste Kirche von Kiew, die Basilika St. Sophie, die wegen ihrer äußerst wertvollen Mosaik allgemein bekannt ist, geschlossen. In der letzten Zeit hatten in dieser Kirche Gottesdienste in ukrainischer und altslawischer Sprache stattgefunden. Die Basilika ist nun in ein regionales Landwirtschaftsbüro umgewandelt worden.“

(Neue Zürcher Zeitung v. 1. 6. 34.)

Erhöhung der Brotpreise.

Eine Verfügung des Rates der Volkskommissare und des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei stellt fest, daß infolge der Dürre in vielen südlichen Gebieten der Sowjetunion die Brotpreise auf dem freien Markt gestiegen seien. Dieser Umstand veranlasse den Rat der Volkskommissare und das Zentralkomitee, die Preise auch des normierten Brotes, die allzu niedrig seien, zu erhöhen. Im Zusammenhang hiermit würden die Löhne der unteren Kategorien der Arbeiter und Angestellten erhöht.

(Neue Zürcher Zeitung v. 1. 6. 34.)

Unsicherheit des russischen Arbeiters.

Eine Verordnung vom 17. März 1934 schreibt vor, wie wir der Zeitschrift „Contropia“ (Juni 1934) entnehmen, daß, falls der Arbeiter die für ihn bestimmte Norm schuldhaft nicht erreicht, die Bezahlung angepaßt wird der Menge und Qualität seiner Arbeit, „ohne Sicherung irgendeines Minimallohnes“ für ihn; bei systematischer Nichterreicherung der Norm erfolgt Entlassung oder Überführung in eine andere Arbeit. Diese Bestimmungen gehen außerordentlich weit, und im ganzen hat heute der Arbeiter im Sowjetstaat noch keiner Richtung überhaupt mehr eigentliche Arbeitsrechte. — Welche Quelle neuen Glends wird diese Verordnung und ihre Durchführung für viele Menschen in Rußland sein, die mit ihren durch jahrelange Not entkräfteten Körpern die Norm der Arbeit nicht erreichen können.

Kommunistische Gelehrte.

Die Kommunistische Akademie in Moskau hat beschlossen, Gelehrtengrade zu schaffen, wie Doktor des Leninismus, Doktor der Geschichte der Kommunistischen Partei, und überhaupt die akademischen Titel zu verleihen und zeigt damit ihre Absicht, sich gleichberechtigt neben die andere Akademie und neben die Universitäten zu stellen.

(Contropia, Juni 1934.)

Die einende Kraft der Mission.

7 Nationen auf der Kontinentalen Missionskonferenz.

epd. In Bremen tagte die 17. Kontinentale Missionskonferenz, an der Vertreter der Missionsgesellschaften aus Deutschland, Dänemark, Frankreich, Holland, Norwegen, Schweden und der Schweiz teilnahmen. Im Rahmen eines öffentlichen Missionsabends berichteten die Abgeordneten der einzelnen Nationen über ihre Missionsarbeit. Der dänische Abgesandte schilderte die Erweckungsbewegung unter den Christen in der Mandchurei, wo das Gemeindeleben gerade unter dem Druck der politisch-wirtschaftlichen Ansjicherheit zu neuer Blüte erwacht ist. Der Vertreter der holländischen Mission zeigte die Einzigartigkeit des missionarischen Fortschrittes auf Neuguinea, wo jährlich 7000 Christen getauft werden. Er berichtete von der überraschenden Effizienz der Bildung einer großen Eingeborenkirche auf Sumatra und Java. Schweden, durch den bekannten Vorkämpfer der christlichen Einigungsbewegung Professor D. Westman vertreten, gab einen Einblick in die Fortschritte der Missionsarbeit in Abyssinien und im Kongogebiet. Für die Schweiz, die durch ihre große Basler Mission besonders eng mit Deutschland verbunden ist, berichtete Professor Burdhardt über die Arbeit in Afrika, Indien und China. Der deutsche Bericht sprach von den Auseinandersetzungen in der Heimatkirche und von den starken finanziellen Einschränkungen der Missionsarbeit. Trotzdem ist die Zahl der Missionare auf 1517 gestiegen, die insgesamt 1,2 Millionen Christen betreuen.

Die Missionsarbeiten des Kontinents leiden gegenwärtig allgemein unter einem starken Rückgang der Gaben. Aber aus dieser Armut erwachte, wie von verschiedenen Abgeordneten betont wurde, sowohl für die Heimat wie für die jungen Eingeborenengemeinden großer Segen, insbesondere lerne es für die Missionsarbeit zu finden. Alle Veranstaltungen der Konferenz waren von einem starken Gefühl der Verbundenheit durch den einen Herrn der Kirche getragen. Die Mission stellt vielleicht am sichtbarsten diese Verbundenheit der Christenheit untereinander dar. Diese Gemeinschaft der einen allgemeinen christlichen Kirche wurde, wie der Vorsitzende Professor D. Schlunk-Tübingen in seinem Schlußwort ausführte, auch auf dieser Tagung in unvergeßlicher Weise erlebt.

Die Bibel in der Großstadt.

Bericht einer Bibelbotin aus ihrer Arbeit in Basel.

„Siehe, Ich habe gegeben vor Dir eine offene Tür und niemand kann sie zuschließen — denn du hast eine kleine Kraft.“
Off. 3, 8.

Wenn ich diese Worte über meinen Bericht setze, so geschieht es aus dem Wunsche heraus, all mein Erzählen unter das richtige Licht zu setzen. Es sind keine großen Taten, von denen ich berichten kann, sondern es ist eine stille, verborgene Arbeit — und wenn je Segen daraus entstand, so ist es nur gewesen, weil Gott eine offene Tür gab. Ohne diese Gewißheit könnte und möchte ich meine Arbeit als Bibelbotin in Basel nicht tun.

Seit dem 1. November 1924 mache ich im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel Besuche von Haus zu Haus in unserer Stadt. — Ich suche hauptsächlich

die Menschen auf, die in den äußersten Bezirken wohnen, wo sie weit von Kirche und Stadtmissionshaus entfernt sind. Sie wohnen da draußen bis zu den Kantons- und Landesgrenzen, gegen Basel, Frankreich und Deutschland — oft in netten, freundlichen Wohnkolonien — oft in großen, öden Mietskasernen mit 10—12 Mietern.

Meine Aufgabe besteht darin, den Menschen die Bibel wieder in Erinnerung zu bringen, sie ihnen lieb zu machen und neues Interesse dafür zu wecken. — Wenn ich an all diese Jahre zurückdenke, so will es mir scheinen, als stehe ich ständig in einem großen, schweren Kampf. Es sind besonders vier Feinde, die sich mir entgegenstellen:

1. Die große Unwissenheit der Menschen der Bibel gegenüber.
2. Die unerhörte Gleichgültigkeit.
3. Die Gottesfeindschaft.
4. Die schwere sittliche Not.

1. Die Unwissenheit. Es gibt in unserer Zeit immer noch Menschen, die eine Bibel nicht einmal äußerlich kennen. Als ich einmal einer Frau eine Bibel brachte; drehte sie sie nach allen Seiten um und blidte sie verwundert an: „Also das ist nun eine Bibel — ich wußte nicht, daß es ein Buch ist“, sagte sie, „ich wußte nur, daß die Bibel etwas Gutes ist.“ — Bei einer anderen Frau fragte ich, ob sie eine Bibel habe. „O ja“, sagte sie, „und zwar habe ich sie erst kürzlich gekauft für teures Geld.“ Ich sagte, daß man aber jetzt schon ziemlich billig Bibeln kaufen könne, doch davon wollte sie nichts wissen. Der, der ihre Bibel geschrieben habe, habe nur eine teure Ausgabe gemacht. Schließlich holte sie die Bibel — es war ein Doktorbuch von Aneipp. Als ich ihr sagte, das sei ein Doktorbuch, fragte sie mich erstaunt, ob man denn nicht jedes große Buch Bibel nenne.

Ich sah bei einer Frau in der schmutzigen Küche. Sie selbst sah verkommen und vom Laster gezeichnet aus. Sie klagte über alles mögliche, über die schlimme Zeit, über die Schlechtigkeit der Welt, schließlich aber kamen wir doch auf die Bibel zu reden. Sie habe keine Bibel, sagte sie, nur ein altes Testament, das sie einmal von einem in Basel übel beleumdeten Manne bekommen habe. Ich war sehr erstaunt, daß sie eine Separat-Ausgabe des Alten Testaments hatte und bat sie, es mir zu zeigen. Sie holte ein schmutziges, vergilbtes Buch hervor, über und über voll Fettflecken, darin stand: Das Neue Testament, übersetzt von Dr. Martin Luther. Ich sagte, das sei aber doch das Neue und nicht das Alte Testament, da wurde sie ganz zornig und rief: „Halten Sie mich doch nicht für so dumm — ein so zerrissenes und schmutziges Buch ist allemal nicht neu — ein altes Testament ist das — und damit basta!“

Einmal führte mich eine Frau in ihre gute Stube. Großmütig meinte sie, um auch mir etwas zu verdienen zu geben, bestelle sie nun bei mir eine Bibel. Sie müsse aber nobel sein, mit einem goldenen Kreuz auf dem Dedel, damit sie sich gut ausnehme neben der anderen Bibel, die sie kürzlich von einem Herrn gekauft habe. Das sei eine kurzweilige Bibel — es stehen viele schöne Geschichten drin, hier und da ein Gedicht, auch Bilder habe es. Eine solche Bibel gefalle ihr weit besser als die gewöhnlichen — aber wie gesagt, sie wolle mir auch zu einem Geschäft verhelfen. Als ich sie bat, mir die „kurzweilige Bibel“ zu zeigen, war es das Buch „Von der Wiege bis zur Bahre“ — ein populäres Werk mit Aussäen eines Arztes und Zitaten von bekannten Dichtern.

Viele schauen die Bibel als eine Art Talisman an — wenn die Bibel im Schrank ist, kann kein Unglück passieren — ein junges Mädchen sagte mir, wenn es nur wüßte, daß ihm das Glück bringe, würde es jeden Tag die Bibel lesen. — Und dann sind solche Menschen, die die Bibel wohl von außen kennen, die aber keine Ahnung haben, was darin steht. Ich habe schon oft einem Manne oder einer Frau mit ganz schlichten Worten eine Geschichte erzählt, da waren sie ganz erstaunt, daß Dinge von solch praktischem Wert für das tägliche Leben in diesem alten Buche stehen.

Eines Tages kam ich in ein Haus in einem Arbeiterviertel der Stadt. Ich hörte schon auf der Treppe ein halbblaues Gemurmel. Auf mein Läuten

wurde nicht geöffnet. Aber die Tür zur Wohnung war unverschlossen und so trat ich ein. Auf einer kleinen Terrasse vor der Küche saß die ganze Familie — der Vater und drei schwarzgekleidete junge Töchter. Vor ihnen auf dem Tisch lag die aufgeschlagene Bibel. Eine der Töchter las eifrig daraus vor und unterbrach sich nur, um dem Vater, der anscheinend nur italienisch verstand, das Vorgelesene zu übersetzen. Als ich den Zweck meines Besuches nannte, waren sie sehr froh — nun könne ich ihnen helfen, meinten sie. Vor ein paar Tagen sei die Mutter gestorben — ganz plötzlich — und nun seien sie so sehr traurig und suchen nach Trost. Der Pfarrer hat ihnen bei der Beerdigung gesagt, sie sollen nicht traurig sein — der Geist der Mutter umschwebe sie immer und ihre Liebe lebe in ihnen fort — aber das sei ein wenig unheimlich und fremd. Sie hätten doch immer geglaubt, es gebe einmal eine Auferstehung und ein Wiedersehen. Aber sie wissen nun gar nichts Gewisses darüber. Nun hätten sie angefangen, die Bibel zu durchforschen, vom ersten Blatt an. Bis zum 2. Buch der Könige seien sie gekommen — aber sie hätten noch ganz wenig gefunden, was von der Auferstehung rede. — Ich zeigte ihnen dann im Neuen Testament all die Stellen, die von der Auferstehung und vom ewigen Leben handeln und las sie ihnen vor. Ich habe wohl selten empfänglichere Hörer gehabt. Es war ergreifend, diese Menschen zu sehen. Mit glänzenden, sehnsüchtigen Augen hörten sie zu und wenn sie ein besonders trostreiches Wort für den Vater übersetzten — so leuchtete auch er auf. Lange, lange blieb ich bei dieser Familie.

2. Gleichgültigkeit. Wegen all diese Unwissenheit kann man aufkommen, kann erklären — aber etwas ist, gegen das man nicht aufkommt, gegen das man vergeblich ankämpft, gegen das keine Worte helfen — die Gleichgültigkeit der Menschen gegen Gott und sein Wort. Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr gegen diese Gleichgültigkeit ankämpfen zu müssen hat etwas Barmherziges, Entmutigendes. Es geht einem nicht schlecht, die Leute sind nicht gerade unfreundlich — o nein — ganz freundlich erklären sie einem, man habe recht, ein wenig Religion müsse der Mensch haben — nur verrückt dürfe man nicht sein damit.

„Haben Sie auch eine Bibel?“ fragte ich eine Frau. „O ja, sicher“, gibt sie mir zur Antwort. Ich frage sie, ob sie auch darin lese. „Nein“, sagt sie höchst erstaunt, „ich weiß doch gar nicht, wo ich sie habe — es kann sein, daß ich sie einmal bei einem Umgang „verschuggelet“ habe.“ Ich gehe weiter und läute im Parterre eines Mietshauses. Eine Frau öffnet mir und fragt nach meinem Begehren. Auf meine Antwort meint sie: „Da können Sie sich die Mühe sparen. Übertrieben sind wir nicht — aber recht — wir leben nach dem Wahlspruch: Tue recht und scheue niemanden.“ — Ich gehe eine Treppe höher. Auf mein Läuten öffnet ein etwas theatralisch aussehender Herr in schwarzem Frack. Er lächelt, wie ich sage, ich komme von der Bibelgesellschaft. „Schon recht — aber uns brauchen Sie nicht zu bekehren, wir leben sowieso nach dem Grundsatz: Tue recht und scheue niemand.“ Damit wird die Tür energisch zugeschlossen, und ich kann weitergehen. Im zweiten Stock muß ich ein paar mal läuten, bis endlich die Tür aufgerissen wird. Eine robuste Frau mit energischem Gesicht erscheint. Sie hat gewaschen — noch sind Arme und Hände voll Seifenschaum. „Dummheit das! Einen zu stören“, poltert sie — „wir sind rechte Leute, wenn wir auch nicht verrückt religiös sind — wir kennen doch den Grundsatz: Tue recht und scheue niemand!“ Schon schießt die Tür wieder zu. Im dritten Stock riecht es nach geröstetem Mehl — und ich habe wieder das Gefühl, ich komme ungeschickt. Auf mein Läuten erscheint ein älterer Mann. Als er hört, warum ich komme, lächelt er nachsichtig: „Wenn die Frau laßt, darf man sie nicht stören — und überhaupt: Fromm sind wir sowieso nicht, aber wir leben nach dem Spruch: Tue recht und scheue niemand.“ —

Jetzt entsinkt mir der Mut — aber doch will ich noch den Bewohnern des Dachstockes einen Besuch machen. Eine alte, freundlich aussehende Frau öffnet mir. Sie führt mich herein und heißt mich sitzen. Der Besuch freut sie, aber sie ist aufrichtig — besonders nötig hat sie einen solchen Besuch nicht — sie ist immer im Recht gewesen — nicht übertrieben fromm, aber sie hat wenigstens niemals einem Menschen etwas zuleide getan. Der Sohn auch nicht — er

arbeitet immer — und überhaupt hat ihr die Mutter einen Spruch hinterlassen, nach dem sie nun lebt, obgleich sie ihn nicht mehr wörtlich weiß. Dem Sinne nach heißt er: Tue nur recht und scheue dich nicht! — — —

Das war natürlich ein Zufall, daß mir dieser Spruch fünfmal im gleichen Hause begegnete — aber es kommt sehr oft vor, daß ich stundenlang treppauf und treppab gehe durch die Häuser und lauter sogenannte rechte Leute finde, denen im Grunde alles gleichgültig ist. Ich habe schon öfters Eltern gefunden, die „vergessen“ haben, ihre Kinder taufen oder konfirmieren zu lassen. Sie und da, wenn mir diese namenlose Gleichgültigkeit allen Mut rauben will, wende ich mich an die Kinder. Ich trage oft die von Schnorr illustrierten Bilderbestimmungen bei mir. Die zeige ich dann den Kindern und fange an, Bild an Bild mit ihnen anzuschauen. Und nach Kinderart fragen sie dann den Vater oder die Mutter beharrlich und lassen ihnen keine Ruhe mehr. — Schon oft hat mir ein solches Testament die Tür geöffnet zu einer Mutter.

3. Der dritte Feind im Kampf ist die Gottesfeindschaft. Wir haben in Basel viele Kommunisten. Mein Herz klopft oft, wenn ich merke, daß ich in eine Kommunistenfamilie geraten bin, besonders, wenn der Mann gerade zu Hause ist. — Und doch gibt es ja auch da keine Flucht und kein Zurückweichen. Einmal traf ich einen Mann allein zu Hause. Er eröffnete mir gleich, er sei Kommunist — ich sollte mich in acht nehmen. Zuerst versuchte er mich durch Spott einzuschüchtern. Als es ihm nicht gelang, sah er mich böse an und sagte, er habe kürzlich erst zwei Männer zur Tür hinausgeworfen und einem Fräulein — einer Lehrerin, die nach den Kindern sehen wollte, habe er die Wahl gelassen, entweder zu gehen, oder er schlage ihr seinen Stod um den Kopf. Er sah mich tückisch an, um zu beobachten, welche Wirkung seine Worte auf mich ausübten. Ich war wohl sehr erschrocken, wollte es ihm aber nicht zeigen und sagte: „Ich glaube aber nicht, daß Sie das getan hätten — so böse können Sie gewiß nicht sein gegen eine Frau.“ Zuerst wurde er sehr böse — dann zeigte sein Gesicht unverhohlenes Staunen — und schließlich wurde etwas wie Freude in seinen Augen sichtbar. „So, Sie glauben also nicht, daß ich so böse sein kann! Im Grunde haben Sie recht — nein, nein, böse bin ich eigentlich nicht.“ Schließlich kamen wir in ein ganz friedliches Gespräch — es stellte sich heraus, daß er leidend war — und als er meine Teilnahme spürte, wurde er ganz zugänglich. Als ich dann fortging, gab er mir die Hand und sagte: „Das muß ich sagen, Sie haben einen schönen Beruf!“ (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

Dr. Franz Michel Williams: Das Leben Jesu im Lande und Volke Israel. Mit 33 v. Waf. selbst aufgen. Bildern und 1 Karte. 3. verb. Auflage. (Verlag: Herder u. Co. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Breisgau. 1934.)

Das ist ein rein katholisches Buch. Und doch eine so feine, inhaltvolle, die Kenntnisse bereichernde Einführung in das Leben, in die Gedankenwelt und Heimat Jesu, daß ich das Werk auf dem Schreibtisch jedes praktischen Theologen, Lehrers und Reichsgottesarbeiters wünschen möchte. Wir besitzen viele, darunter manche sehr wertvolle Beschreibungen der Heimat Jesu, Schilderungen der Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit, Deutungen von den großen Kennern des heiligen Landes Prof. D. Daman und Pastor D. Schaefer. Wer sich jedoch mit Williams mehr als 500 Seiten starkem Buch ins Arbeitszimmer zurückzieht und es in Ruhe bearbeitet, wird sehr viel Wertvolles und Interessantes auf den weißen Rand in seinem Studientagebuch zu notieren haben.

Welch eine klare Beleuchtung die vielen Aussprüche und Gleichnisse Jesu durch die Sitten und Gebräuche des Volkes, durch die Lage und die Vegetation des Landes, durch die religiösen und politischen Strömungen in den Tagen des Kaisers Augustus und des Königs Herodes empfangen, kann hier nur angedeutet werden. Den Verfasser leitete bei der Ausarbeitung seines Werkes einzig der Gedanke: „Das Buch soll nicht die Evangelien ersetzen, sondern für sie sich einsetzen und sie dem Leser unerlässlich machen.“ Welch einen Eingang es bereits gefunden hat, bezeugen die 20 000 Exemplare, die bereits gedruckt werden konnten. Mag in einzelnen Fragen der evangelische Leser eventuell auch eine andere Erkenntnis haben als der Verfasser, es wird ihm nicht schwer fallen, sie stehen zu lassen, und er wird dankbar sein für den reichen Gewinn, den er aus dem Gesamtwerk zu schöpfen vermag. J. Kr.

Der Angegebene beträgt für die
500-pollene Millimeterzeile (22 mm
breit) pro Millimeter 7,5 859, Abbott
nach Zar. D.-N. II. 83. 1934: 16500

Anzeigen

Ang. - Annahme: Ang. - Vernehmung
Bücher & Cart. O. m. b. H. Elgen
I. B. Zcl. 4715, Koffisch, 2111 959/61
Angg. - Vetter: Gmtl. Büchler, Elgen

Just's Nerven-tonikum
hilft bei

Nervosität, Schlaflosigkeit
Unruhe, Erschöpfung, Erregungs-
zuständen, Neurosen, Kopfschmerzen

Flasche 2,70, 5 Fl. 13.- M.

In Apoth. u. Reformhäusern sonst ab hier.
Retortenteilung durch Herrn Gustav Just vornehmlich
Justus-Heil- u. Nährmittel Embh. Tilsenbuys & H.

Erholungsheim "Gottesgabe"

Wernigerode a. D., Am großen Bleck 86

Herliche Lage - Bequeme Inneneinrichtung
Freundliche Bedienung - Gute Verpflegung

Tagespreis von 3,50 bis 5,- RM

Ausgeleitete Prospekt kostenlos

Missionsbund „Licht im Osten“, Wernigerode-D.

Deutsch und russisch
schreibende Schreibmaschine

hat billig abzugeben Neumann, Berlin, Hofemannstraße 2

Wie empfehlen unser schön gelegenes

Erholungsheim zur Aufnahme von Gästen.

Tagespreis für volle Pension mit Zimmer

3,50 - 4,00 - 4,50 RM.

Kein Zuckel, kein Bedienungsgebl.

Herliche Lage - Eigener Park mit vielen Eich- und
Liegeliegenheiten - Luft- und Sonnenbäder mit
Brause - Bequeme Spaziergänge in die wunderschöne
Umgebung. Ausfühlicher Prospekt steht zu Diensten

Evangel. Allianzhaus, Bad Blankenburg

Thüringer Wald. Fernsprecher 394. Leiter: G. Dreißholz

Unjere **Posschedonken** lauten:

für Deutschland: Berlin 63326 „Licht im Osten“, Missionsbund für Aus-
breitung des Evangeliums unter den Dölkern des Ostens
E. D., Wernigerode a. H.

für die Schweiz: Nr. III 4269 Bern, Missionsbund „Licht im Osten“, Bern.

für Holland: Giro 166821 „Licht in't Oosten“, Zendingbond tot Der-
breiding van het Evangelie onder de Volkeren van het
Oosten.
Penningmeester G. Streithorst, Weesp, Buitenveer 56.

von Währungsweise Unübersichts-Druckerei Otto Kuntz O. m. b. H. in Olesien.

Dünmmerstoff
Reinigung
zu überaus
niedrigen Preisen!

Sommerkleiderstoff
indianfarbig, gebiegen ge-
müsst, sehr gut im Gebrauch,
in freundlichem blauen,
grünen oder braunen
Farbton, 70 cm breit - 36
per Meter

Wollwoll-Kleiderstoff
seidener
- besser haltbar wegen mit
Baumwollgarnen gemischt - vor-
nehm, glänzend, herrliche sommer-
frohe Mäntel, schöne mod.
Farbtöne
70 cm breit - 38
per Meter

Garantie:
Konten oder Geld zurück!
Berlangen Sie heute noch tollens-
lose Zulassung unserer neuen
Illustrierten Preisliste.

Textil-Manufaktur Haagen
Wilhelm Schöpflin
Haagen 272 Baden

Saus Neneleben
Bad Weinsberg i. Lippe

Christliches Hospiz, Neu eingerichtet.
Bentrathung u. fließendes Wasser.
Unmittelbar am Kurpark.

Pensionspreis von 4,50 RM an.